





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Kugelköpfe

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Die Kugelköpfe

John Sinclair Nr. 589

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 17.10.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Kugelköpfe

Angst!

Ja, das genau war es, woran sich Terry Boone, der Killer, noch erfreuen konnte. Er schaute in die furchtverzerrten Gesichter seiner Geiseln, während sie auf die Mündung seiner MPi starrten.

Wenn sie in das kleine Loch schauten, sekundenlang erstarrend, darauf hoffend, daß der Tod nicht aus der Mündung fuhr, das war für ihn das höchste.

Heiß war es in dem Abteil. Tagsüber hatte sich der Zug aufgeheizt, jetzt, während der Nacht, steckte die Hitze noch immer in den Wagen.

Auf den roten Kunstledersitzen lag Schmier. Die Aschenbecher und Papierkörbe quollen über. Manche Dosen waren herausgedrückt worden und rollten bei der schaukelnden Fahrt in die Dunkelheit von einer Seite zur anderen.

Terry Boone war ein Killer. Rein zufällig war er auf die Gruppe von Geiseln gestoßen. Junge Leute, mit Rucksäcken und Taschen, die sich auf einer Reise befanden, die Spaß gehabt hatten und plötzlich in die Gewalt dieses menschlichen Monstrums gerieten.

Boone kannte kein Pardon. Er wußte selbst nicht, wie er aus dieser Lage herauskommen sollte. Es war ihm zudem unbekannt, wohin der Zug fahren würde, er wollte nur eben weg aus London, wo man ihn entdeckt hatte. Er wußte eines allerdings genau.

Er hatte sich den falschen Partner ausgesucht. Es ging ihm immer schlechter, das Jucken in seinem Gesicht nahm zu, wo es tatsächlich Stellen gab, die keine Haut mehr zeigten. Nicht sehr groß, aber sichtbar. Da hatte er sich die Haut kurzerhand abgezogen. Nicht einmal Blut war aus der Wunde getreten, sondern eine hellweiße, nässende Flüssigkeit, einfach widerlich, vor der sich auch die Geiseln ekelten, wobei sie sich mit Kommentaren zurückhielten, denn sie wollten den veränderten Killer nicht provozieren.

Auch innerlich hatte sich Boone verändert. Er hatte auf einen unheimlichen Partner gesetzt und auf das Ding in dem Koffer, ein krakenartiges Lebewesen, furchtbar, ein Gebilde mit Armen, deren Hände nach ihm gegriffen und ihn berührt hatten.

Danach hatte er immense Kräfte bekommen und sogar zwei Bluthunde mit bloßen Händen töten können. Nur war der Preis hoch gewesen, denn das Jucken in seinem Gesicht steigerte sich manchmal zu einem Brennen, so daß es ihn hin und wieder in den Händen juckte, die Haut einfach abzureißen.

Aber er beherrschte sich und starrte seine Geiseln an. Breitbeinig stand er, um in dem fahrenden Zug nicht die Balance zu verlieren.

Terry Boone fühlte sich allein. Der Kugelkopf, die Gestalt mit dem Koffer, hatte ihn verlassen. Er wußte zudem nicht, wo er ihn hätte suchen sollen.

Die Saat war gelegt, die Brut ging auf.

Im Wagen herrschte die Atmosphäre einer sich steigernden Angst.

Es war den Geiseln anzusehen, daß sie sich nur unter großen Mühen beherrschen konnten. Egal, ob Mädchen oder Junge, sie hätten am liebsten losgeschrien, doch der Mann mit der Waffe ließ sie steif auf den Sitzen hocken. Sie wußten nicht einmal seinen Namen, doch sie konnten sich vorstellen, daß dieser große, breitschultrige, düstere Typ keine Rücksicht kennen und schießen würde, wenn sich von ihnen einer falsch bewegte.

Er hatte ihnen befohlen, sich nicht zu rühren, und daran hielten sie

sich auch.
Kein Fenster war geöffnet worden. Luft drang nicht in den Wagen.
Es roch nach Schweiß, es war muffig, die Luft schwer wie Blei. Eine fiebrige Atmosphäre, der niemand entkommen konnte, erst recht nicht der Killer.
Wieder schritt er durch den Mittelgang. Rechts und links glänzten die Metallgestänge. Die hielten die Sitze mit den billigen Polstern.
Draußen huschten Lichter vorbei. Der Zug würde bald die Außenbezirke erreicht haben. Wahrscheinlich im Londoner Norden. Boone war die Richtung egal, den Geiseln nicht. Ihre Angst konnten sie kaum verbergen.
Ungefähr in der Wagenmitte blieb er stehen. Rechts neben ihm saßen zwei Jungen zusammen. Einer war groß, dunkelhaarig mit einem leicht braunen Teint. Er erinnerte Boone ein wenig an ihn selbst, früher hatte er mal ähnlich ausgesehen.
»Wie heißt du?« fragte er den Jungen.
Der schaute ihn aus großen Augen an, als würde er sich darüber wundern, daß Boone sprechen konnte.
»Raus mit der Sprache! Wie heißt du?«
»Rico.«
Boone nickte. »Gut, Rico. Du wirst der erste sein«, sagte er kaltlächelnd.
»Wo… wobei?«
»Wenn es ans Sterben geht.«
Rico erblaßte. Er schaute zu Boden. Sein Nebenmann legte ihm eine Hand auf den Arm. Unter dem Hemd spürte er den Schweiß.
Rico holte tief Luft und hatte trotzdem das Gefühl, nicht geatmet zu haben. »Was… was haben wir Ihnen denn getan?«
Boone mußte lachen. »Nichts im Prinzip. Ihr hattet nur eben das Pech, in meiner Nähe zu sein. Es hätte auch andere treffen können, aber euch hat es nun mal erwischt.«
»Und weshalb wollen Sie uns töten?«
»Ich muß es tun, damit die anderen sehen, daß sie mit mir nicht machen können, was sie wollen.«
»Aha.«
»Ja, so ist das.«
Rico senkte den Kopf, und Boone bewegt die MPi. Er drückte die Mündung gegen den Hals des jungen Mannes, der zusammenzuckte und sich dann versteifte.
»Keine Sorge, Rico, noch schieße ich nicht. Ich werde erst feuern, wenn die Bullen durchdrehen.«
»Sie sind doch nicht da!« meldete sich ein Girl. Es konnte schräg auf den Killer schauen.
Boone lachte knapp. »Ja, ich weiß, daß sie nicht da sind. Nicht

sichtbar, unsichtbar. Sie lauern. In jedem Kaff, das wir passieren, hocken sie, alarmiert, versetzt in höchste Bereitschaft, um mich erwischen zu können. Doch ich werde ihnen ein Schnippchen schlagen, ich werde sie leimen. Ihr seid meine Garanten.«

»Wo wollen Sie denn hin?«

Boone warf der Fragerin einen lauernden Blick zu. »Weshalb willst du das wissen? Willst du mich verraten? Willst du versuchen, mich an die Bullen auszuliefern?« Seine Stimme hatte sich bei den letzten Worten gesteigert, sie war schrill geworden, so daß sie beinahe überkippte, und das Mädchen zuckte erschreckt zusammen. Es drückte sich in die Wagenecke. Seine Lippen zuckten. Über das schmale, von blonden, verschwitzten Locken umrahmte Gesicht huschte ein Schatten der Furcht.

»Das… das habe ich nicht gemeint, wirklich nicht. Sie müssen mir glauben. Ich … ich habe nur gefragt, verstehen Sie? Weil ich das alles nicht begreifen kann.«

»Dann ergeht es dir wie mir!« zischte Boone. »Sie hätten mich in Ruhe lassen sollen. Sie hätten mich einfach nicht jagen sollen. Alle hätten mich in Ruhe lassen sollen, alle. Auch der Kugelkopf mit seinem verdammten Koffer, auch er. Versteht ihr?«

Keiner verstand, und keiner traute sich, es zuzugeben. Statt dessen starrten sie den Killer an, nickten, die einen hastig, die anderen langsamer. Sie wollten ihn keinesfalls noch mehr reizen, denn er stand unter einem harten Streß.

Äußerlich sah Boone wie der Sieger aus. Er besaß die Waffe, die ihm Macht verlieh. Innerlich fühlte er sich nicht als Sieger, da kochte es in ihm. Er dachte an sein Aussehen und spürte das Jucken noch deutlicher. Zudem hatte es sich ausgebreitet und war dabei, sein gesamtes Gesicht zu erfassen. Unter der Haut schienen kleine Flammen zu züngeln, die immer intensiver leuchteten.

Er verengte die Augen, mußte sich selbst Mut machen und flüsterte: »Glaubt nur nicht, daß ihr hier herauskommt, wenn ich es nicht will. Glaubt das nicht. Ich bestimme, wo es langgeht. Ihr habt keine Chance, das verspreche ich euch.«

Keiner antwortete. Boone ging weiter und richtete dabei die Mündung in jede Sitzbank. Manchmal streifte er mit dem Metall die Geiseln. Er schwitzte entsetzlich. Das konnte er nicht verkraften. Irgendwann würde er durchdrehen, wenn es besonders schlimm war.

In der Mitte des Wagens waren die Geiseln zusammengerückt. So besaß er den besten Überblick.

Acht Personen.

Vier Jungen und vier Mädchen. Es war genau aufgeteilt. Alles verteilte sich gleichmäßig, auch die Angst.

Der Wagen war noch ein älteres Modell. Man konnte die

Fensterscheiben nach unten ziehen. Selbst Boone machte die angstgeschwängerte Schwüle zu schaffen. Einem Mädchen befahl er, ein Fenster zu öffnen. »Aber zieh die verdammte Scheibe vorsichtig nach unten, hast du verstanden?«

»Klar.«

Die Angesprochene stand auf. Sie mußte viel Kraft einsetzen, um eine Lücke zu schaffen, durch die der Wind fahren konnte. Er war kühler geworden und brachte im ersten Moment eine von allen dankbar angenommene Abwechslung.

»Gut, sehr gut«, flüsterte Boone. »Du kannst dich wieder hinsetzen.« Er selbst blieb stehen und lehnte mit dem Rücken gegen eine der Metallstangen.

Sein Gesicht drehte er dem Fenster zu. Der Luftschwall fegte gegen ihn, so daß er die Augen schließen mußte.

Draußen huschten Lichter vorbei. Auch wenn sie nicht allzu weit entfernt waren, sahen sie aus, als würden sie irgendwo im All aufglühen. Der Wagen und die Welt da draußen waren zwei verschiedene Dinge, die räumliche Distanz schien unüberbrückbar zu sein.

Einmal schraken sie zusammen, als auf dem Nachbargleis ein Gegenzug kam.

Die dumpfen Laute erschreckten sie, der Schwall jagte in mehreren Intervallen in das Abteil, wirbelte Haare hoch und brachte noch einmal den Hauch von Kühle.

Jemand seufzte. Ein langgezogener Laut. Die Person stand auf, ein junges Mädchen, dessen Gesicht noch bleicher war als das der anderen. Sie mußte sich festhalten, sonst wäre sie gekippt.

»Was hast du?«

»Schlecht«, flüsterte das Mädchen. »Mir ist schlecht. Meine Güte – bitte, ich…«

»Mußt du dich übergeben?«

»Ja.«

»Raus kommst du nicht.«

»Aber ich…«

»Mach es hier, verdammt!«

Das Mädchen drehte sich um. Es preßte dabei seine Hand gegen die Lippen und lief mit schwankenden Schritten in den Hintergrund des Wagens. Es gab keine Verbindung zu dem Nachbarwagen, dieser Zug gehörte zu den älteren Kurzstreckenmodellen.

Sie alle hörten sie würgen, und die anderen Geiseln befürchteten, daß der Killer schießen würde, denn er zielte mit der Waffe auf den gebeugten Rücken.

Er drückte nicht ab.

Sekunden vergingen. Das Rauschen der Luft, das Rattern der Räder

auf den Schienen und die würgenden Laute des Mädchens mischten sich zu einer schaurigen Melodie.

»Los, setz dich wieder hin!«

Sie richtete sich auf, sehr langsam drehte sie sich um. Das Gesicht hochrot und von Schweiß überströmt. Furcht in den Augen, so wankte sie zurück auf ihren Platz, wo sie sich hinsetzte und plötzlich anfing zu zittern, als würde ein Schüttelfrost durch ihren Körper strömen.

»Noch jemand, der kotzen muß?« höhnte Boone.

Er bekam keine Antwort. Dann fluchte er, ohne die Worte auszusprechen. Er hatte sich wieder entspannt und merkte, wie sehr sein Gesicht brannte. Das konnte er schon nicht mehr mit Jucken bezeichnen, das war tatsächlich ein regelrechter Brand.

An der linken Gesichtshälfte besonders intensiv. Deshalb wechselte er die MPi in die Rechte, um die Linke anheben zu können, weil er genau nach der Stelle tasten wollte.

Daß sie ihn dabei beobachteten, war ihm klar. Sie hielten alles unter Kontrolle, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, daß sie auf eine Chance lauerten, ihn zu überwältigen. Nein, so etwas trauten sie sich nicht. Dazu waren sie zu feige, und sie würden es auch nicht schaffen. Das Magazin der MPi war mit Kugeln gefüllt. Mit seinen Garben würde er jeden von ihnen zur Hölle schicken können.

Mit den Fingerspitzen berührte er die Haut genau an der Stelle, wo sie am meisten juckte. Sie hatte sich stark verändert, war weich wie Pudding geworden. Aber es war kein Pudding, das war einzig und allein seine Haut, die sich allmählich auflöste.

So zahlte er den Tribut für eine Tat, die ihn hatte mächtig werden lassen sollen.

Er konnte den Finger in die kleine Wunde stoßen. Nässe spürte er, aber kein Blut.

Er zog die Hand wieder zurück. An der Spitze klebte dieses widerliche, weiße Zeug, fast wie Eiweiß. Er zwinkerte mit den Augen, weil er glaubte, daß die Szene vor seinen Augen verschwamm.

Einen Teil der Geiseln sah er doppelt. Sie schwankten vor seinem Blick und veränderten sich sekundenlang zu Zerrbildern, die mit Menschen nichts mehr zu tun hatten.

Der Anfall ging vorüber. Er war allerdings eine Warnung gewesen. Boone mußte damit rechnen, daß bei ihm nicht alles so glatt lief, wie er es sich vorgestellt hatte.

Die magische Pest wütete in ihm. Wer immer sie ihm geschickt haben mochte, plötzlich haßte er diese Person. Er dachte an den Kugelkopf, über dessen Schädel ein Blutstreifen gelaufen war. Der Kugelkopf besaß den Koffer, in dem dieses verfluchte Ding steckte, dem er seinen Zustand zu verdanken hatte.

Zwischen den Fingern blieb ein Hautrest kleben. Dünn wie nasses

Papier sah er aus, und er konnte es mit wenigen Bewegungen zu einer Kugel zusammendrücken.

Er ließ sie zu Boden fallen. Die Geiseln hatten ihm zugeschaut. Als er sie danach anstarrte, schauten sie zur Seite. Sie wollten es einfach nicht sehen.

»Was ist los?« keuchte er. »Bin ich euch nicht schön genug?« Er lachte. »Ihr müßt euch damit schon abfinden, tut mir leid. Ich bin nicht so, wie ihr euch gedacht habt.«

Sie schwiegen.

Einige von ihnen drehten die Köpfe, um die Gesichter in den Fahrtwind zu halten, andere schauten stur aus dem Fenster, hockten verkrampft und hatten die Hände zusammengepreßt, als würden sie Stoßgebete zum Himmel schicken, was der Wahrheit wohl ziemlich nahe kam.

Auch Boone schwitzte. Der Schweiß vermischte sich mit der Wundflüssigkeit. Es brannte nicht einmal. Alles an ihm war anders geworden. Zwar sah er noch aus wie ein Mensch, nur fühlte er sich nicht so. Er kam sich vor wie ein Ausgestoßener, den jemand auf die Reise in die Ewigkeit geschickt hatte.

Wohin führte die Fahrt? Wo lag das Ziel? Keiner wußte es. Nur hätte er sich jetzt den Kugelkopf gewünscht. Er hätte es ihm sagen können und müssen.

Aber der war weg, viele Lichtjahre weit weg. Keine Chance, an ihn heranzukommen.

Durch den Zug ging ein Ruck. Nicht sehr stark, immerhin so kräftig, daß er den stehenden Boone etwas aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Er konnte sich rasch wieder fangen und nahm dabei die Haltung eines sprungbereiten Tigers an.

Wachsam war er. Sein eigenes Schicksal hatte er vergessen, er stand nur da und starrte nach vorn.

Auch den Geiseln war die Veränderung nicht entgangen. Keiner wußte, was geschehen war, doch jeder von ihnen stellte fest, daß der Zug nicht mehr die gleiche Geschwindigkeit besaß. Er war wesentlich langsamer geworden. Alles wies darauf hin, daß es bis zu einem Stopp nicht mehr lange dauern würde.

Boone veränderte seinen Standort und stellte sich so hin, daß er aus dem Fenster schauen konnte.

Viel war nicht zu sehen. Die Wagen glitten durch eine dichte Dunkelheit. Lichter schimmerten kaum. Die Gegend war einsam, menschenleer. Hin und wieder schimmerten Signalleuchten an der Strecke wie ferne, fremde Sterne.

»Es gibt keinen Grund, langsamer zu fahren!« sprach er mit schneidender Stimme. »Verdammt noch mal, es gibt keinen Grund, dies zu tun! Weshalb fährt er langsamer, zum Henker?«

Die Geiseln konnten ihm keine Antwort geben. Sie blieben auf ihren Plätzen hocken und bewegten nicht einmal die Lippen.

Dafür grinste Boone. »Reinlegen wollen sie mich!« keuchte er. »Ja, verdammt, sie wollen mich reinlegen, aber sie sollen sich geschnitten haben. Das lasse ich mit mir nicht machen. Nicht mit mir. Die werden sich wundern, die Hundesöhne. Oder seid ihr anderer Ansicht, he?«

»Wir wissen doch auch nichts«, flüsterte Rico.

»Nein, tatsächlich nicht?« Boones Augen fingen an zu glühen. Dabei sahen die Pupillen aus wie düstere Kohlen. »Es ist gefährlich, nichts oder zuviel zu wissen. Glaubt nur nicht, daß ich einen Rückzieher machen werde! Ich bin besser, ich werde euch zeigen, wo es langgeht, verdammt.«

»Aber…«

»Kein Aber, Freund. Hier regiere ich. Hier werde ich…«

Der Zug verlangsamte seine Fahrt noch stärker. Diesmal nicht so ruckartig, der Lokführer hatte sanfter bremsen können. Dafür schaukelten die Wagen leicht.

Boone merkte, daß sich die Reise dem Ende näherte. »Wehe«, flüsterte er, »wehe, ich merke, daß man mich reinlegen will. Dann verwandle ich diesen Zug in eine Hölle. Dann werde ich der Tod sein, der zur endgültigen Abrechnung schreitet.«

Jeder glaubte ihm. Die Furcht stand nach wie vor wie eine dichte Mauer zwischen ihnen. Sie war einfach nicht wegzudenken und ein unsichtbarer Gast.

Noch fuhr der Zug. Boone hätte gern nach dem Grund der Tempoverminderung geschaut, nur konnte er sich das nicht leisten, er mußte die Geiseln unter Kontrolle halten.

Deshalb sprach er Rico an. »Los, hoch mit dir! Öffne das Fenster noch weiter – schau!«

Rico stand auf. Sein Hals war pulvertrocken. Er besaß keine Speichel mehr, der schien sich in Kristall verwandelt zu haben. Die Körner füllten seinen Rachen aus.

»Mach schon!« Boone stieß mit der Mündung zu. Ein harter Treffer erwischte Ricos Rücken. Der junge Mann gab einen leisen Schmerzensschrei von sich.

Dann drückte er seine Hände auf den Rahmen und zerrte das Fenster noch weiter nach unten.

Wind wühlte sich in das Abteil. Er strich in alle Gesichter, trocknete den Schweiß, drang auch durch die Kleidung, so daß sie für einige wenige Augenblicke die angenehme Kühle auf ihrer Haut spürten.

»Streck deinen Schädel durch die Öffnung!«

»Ja, ja!« Ricos Stimme zitterte. Er blickte nach links in Fahrtrichtung. Der scharfe Wind drang in seine Augen, erzeugte Tränen, so daß er nichts Genaues erkennen konnte.

Doch er sah den roten Punkt, der in der Luft schwebte. Mit Signalen kannte sich Rico nicht aus. Er wußte jedoch, daß Rot immer eine Warnfarbe war. Dieses Signal stand auf Rot.

Keine Einfahrt oder keine freie Fahrt mehr. Der Zug würde mitten auf dem freien Gelände stoppen.

»Hast du was entdeckt?« schrie Boone.

Rico zog den Kopf zurück. Als er sich umdrehte, zitterte er. Er mußte die Wahrheit sagen, etwas anderes hätte man ihm nicht abgenommen. Boone war mißtrauischer als ein Wolf.

»Was war?«

»Ein… ein Signal …«

»Na und?«

»Es steht auf Rot, glaube ich!«

Terry Boone erschrak. Gleichzeitig verengte er die Augen. »Das hast du genau gesehen?«

»Sicher!«

Boone nagte auf der Unterlippe. »Scheiße!« flüsterte er. »Sie versuchen es mit allen Mitteln. Die Schweine wollen mich stoppen, sie wollen mich reinlegen, aber das schaffen sie nicht. Da bin ich anders, da werde ich denen ein Strich durch die Rechnung machen. Wer?« brüllte er, »wer will als erster von euch zur Hölle fahren?«

Keiner meldete oder rührte sich. Die Angst hatte die acht Geiseln erstarren lassen.

Boone grinste wölfisch. Er wollte sich soeben eine Person aussuchen, als es geschah.

Mit einem letzten Ruck blieb der Zug mitten auf der freien Strecke stehen!

***

Jeder hatte damit gerechnet, auch Boone. Nur mußte er sich anstrengen, um das Gleichgewicht halten zu können. Die Kraft schleuderte ihn noch nach vorn, wo es ihm allerdings gelang, sich zu fangen.

Fast hätte er mit dem Lauf der Maschinenpistole ein Mädchen am Kopf erwischt. Haarscharf wischte der schwere Stahl an ihren Haaren vorbei.

Boone scheuchte die Personen hoch, die am offenen Fenster saßen.

Nur Rico mußte bleiben. Ihn packte Boone mit der freien Hand und drückte ihn hart gegen das Unterteil der Scheibe.

Zum erstenmal spürte Rico die Kraft, die dieser Mann besaß. Sie war hart, sie war mörderisch, beinahe schon unmenschlich. Er kam sich ungemein klein vor.

Boone stand sehr dicht hinter ihm. Beide berührten sich. Rico konnte den anderen riechen, und er mußte zugeben, daß es kein besonderer

Geruch war. Der glich schon einem widerlichen Gestank.

»So, mein Freund, so. Ich werde jetzt Akzente setzen. Sollte irgendein Bulle in der Dunkelheit lauern, so wird er gleich wissen, woran er ist, dieser Hund!« Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er mit mächtiger Stimme in die Nacht hineinschrie.

»Wer immer ihr seid, wo immer ihr auch wartet! Ihr habt keine Chance, hört ihr? Ihr habt keine Chance gegen mich. Ich bin härter, besser und schneller. Ich habe die Kanone. Wenn ich abdrücke, überlebt keiner der Typen. Begriffen?«

Es blieb ruhig. Niemand gab ihm Antwort. Es flammte auch kein Scheinwerfer auf. Wer immer in der Finsternis hocken mochte, er hielt sich bewußt zurück.

Boone wurde nervös, zeigte es durch ein Kichern. Einen Atemzug später verfiel er wieder in ein wahnsinniges Geschrei. »Ihr blöden Hunde, ihr Bullenteufel. Wenn ihr denkt, daß ihr mich reinlegen könnt, mache ich die Typen hier alle!« Er drehte sich etwas zur Seite und drückte die Mündung der MPi gegen den Schädel des Jungen.

Rico schloß die Augen. Er wollte nicht mehr in das Dunkel starren.

Er spürte, was es heißt, Todesangst zu empfinden. Es war ein Gefühl, mit dem er kaum fertig werden konnte. Sein Magen war regelrecht aufgequollen, er drückten von allen vier Seiten. Nie zuvor in seinem Leben hatte er dermaßen geschwitzt. Der Schweiß rann über sein Gesicht, tropfte auch in die Augen und ließ sie brennen.

Terry Boone, als Killer eiskalt und gewissenlos, wußte nicht, wie er reagieren sollte. Bisher war alles nach seinem Wunsch gelaufen, plötzlich hatten sich die Dinge verändert.

Mit einem Ruck zerrte er Rico vom Fenster weg. »Ein Exempel, ich werde ein Exempel statuieren. Aber nicht hier, an der Tür. Sie sollen sehen, wie du stirbst. Ich werfe dich aus dem Zug…!«

Er hielt ihn mit einer Hand fest. Die kraftvolle Klaue eines Riesen hatte ihn gepackt. Daß es ein Mensch war, konnte er sich kaum vorstellen. Dieser Geiselnehmer war einfach grauenhaft.

Im Regen blieben sie stehen.

Rico sah die Gesichter seiner Freunde. Jeder einzelne hätte ihm geholfen, doch sie hockten auf den Plätzen, ohne ein Wort zu sagen.

Ihre Blicke sprachen Bände.

Darin spiegelte sich die Angst. Und sie ließ sich auch nicht vertreiben.

Grau wirkte die Haut in der faden Beleuchtung. Boone spürte wieder das Beißen in seinem Gesicht, als hätte man es mit einer sehr starken Säure beträufelt.

Er schob Rico vor. Sie mußten den Mittelgang durchqueren, um das Podest zu erreichen.

Eine Verbindung zum Nachbarwagen existierte nicht. Die beiden

Außentüren flankierten die kleine Plattform.

Die sieben zurückgebliebenen Geiseln wagten nicht, sich zu erheben. Sie hockten auf ihren Plätzen und hatten die Blicke dorthin gerichtet, wo der Killer und seine Geisel standen.

Tat er etwas? Er schwenkte die MPi, zielte in den Wagen und drückte urplötzlich ab.

Vor der Mündung erschienen kleine Flammen. Kugeln jagten durch den Wagen, hämmerten in den Gang, hinterließen dort lange Streifen und Löcher und peitschten gegen die Verkleidung.

Schreie gellten auf. Die Geiseln duckten sich. Zum erstenmal seit langer Zeit geriet wieder Bewegung in die jungen Leute.

Auch die letzten Schußechos waren verklungen. Plötzlich breitete sich wieder die dumpfe, angsterfüllte Stille aus, die nicht einmal von keuchenden Atemzügen unterbrochen wurde.

»Das war eine Warnung!« peitschte Boones Stimme durch den Wagen. »Merkt sie euch gut. Noch ist keiner erwischt worden. Sollte sich einer auch nur rühren, werde ich ihn zusammenschießen, klar?«

Das Schweigen war ihm Antwort genug. Er wußte, daß er die Leute sprachlos gemacht hatte.

Er war der Sieger!

Wieder drückte er mit der Mündung härter zu. »Los, du wirst jetzt die Tür öffnen.«

»Und dann?«

Terry Boone amüsierte sich über die zitternde Stimme der Geisel.

»Das fragst du noch? Wenn du stirbst, ist es nicht meine Schuld, sondern die der Bullen, die in der Dunkelheit lauern.«

»Aber das ist nicht sicher.« Rico wunderte sich, daß er widersprechen konnte. Er hätte sich diese Kraft kaum zugetraut.

»Weshalb hat der verdammte Zug dann gehalten?«

»Das… das Signal.«

»Erzähl keine Märchen. Es wurde umgestellt, hörst du? Einfach umgestellt! Und jetzt öffne die Tür!«

Rico wußte, daß es keinen Sinn hatte, sich zu wehren. Er flüsterte Worte, die er selbst kaum verstand, er betete, er weinte zugleich.

Plötzlich dachte er an seine Mutter und spürte dann den Kunststoff der Klinke an seiner schweißfeuchten Handfläche.

Mit einem Ruck stieß er die Tür auf, starrte in die Finsternis und hatte das Gefühl, in sein eigenes riesiges Grab zu schauen…

***

Suko und ich hockten im ersten Wagen. In dem dahinter befand sich Terry Boone mit seinen Geiseln, und wir fuhren durch die Nacht einem unbekannten Ziel entgegen.

Dieser Fall hatte sich explosionsartig entwickelt. Was mit einem

Koffer begonnen hatte, war zu einer regelrechten Dimension des Schreckens geworden.

Ich hatte einen Mann namens Don Quinn gejagt, ihn auch gestellt und mit ansehen müssen, wie sich dessen Haut vom Gesicht löste.

Die Spur führte in ein Pfandhaus, wo regelmäßig Versteigerungen stattfanden. Unter den Gegenständen befand sich auch ein großer Holzkoffer mit einem geheimnisvollen Inhalt. Boone, den Suko und ich zu Beginn der Versteigerung entdeckt hatten und der uns vom Ansehen her bekannt gewesen war, hatte den Koffer ersteigert.[1]

Es war zu einer Schießerei gekommen, in deren Verlauf ein Toter zurückgeblieben war. Boone hatte fliehen können. In einem alten, schmierigen Hotel, das einem Armenier namens Sajastin gehörte, war er untergetaucht, hatte dort seine Spuren hinterlassen – zwei tote Bluthunde – und war anschließend wieder verschwunden.

Ohne den Koffer allerdings, über dessen Inhalt wir noch nicht Bescheid wußten.

Dafür war Boone – es lief längst eine Fahndung – an der Liverpool Street Station gesehen worden, hatte dort ebenfalls eine blutige Spur hinterlassen und war in einen Zug gestiegen, zusammen mit einigen jungen Leuten, die er als Geiseln genommen hatte.

Uns war es im letzten Augenblick gelungen, den Wagen davor zu kapern. In ihm befanden wir uns noch immer.

Nicht wie normale Reisende, die es sich auf den Sitzen bequem gemacht hatten, nein, wir waren untergetaucht, zwischen die Sitze, um nicht entdeckt zu werden.

Noch immer hockten wir auf dem Boden, eingeklemmt zwischen den Sitzen. Suko an der linken, ich an der rechten Seite.

Es war keine Rede davon, daß wir die Fahrt durch London in Richtung Norden genossen. Nein, wir standen unter Hochspannung und fragten uns, wie alles enden sollte.

Daß für Terry Boone nichts nach Plan gelaufen war, stand fest. Er hatte improvisieren müssen. Wir wußten zwar einiges von ihm, gleichzeitig aber zuwenig, um seine Reaktionen voraussagen zu können. Würde er die Nerven behalten? Konnten wir die Geiseln befreien? Das alles waren Dinge, die mir durch den Kopf gingen, und auch Suko dachte ähnlich. Darüber brauchten wir erst gar nicht zu reden.

Noch rollten wir durch London. Zu erkennen an den Lichtreflexen, die relativ konzentriert außen an den Fenstern vorbeihuschten.

Diese Nacht war heiß, sie war schwül, sie war schlimm, denn in solchen Stunden wurden die Emotionen aufgeheizt.

Im Wagen lag noch der Geruch der letzten Fahrgäste. Er vermischte sich mit unseren Ausdünstungen.

Wir ließen gut eine Viertelstunde verstreichen, bevor wir die

unbequeme Haltung aufgaben und uns hinsetzten. Bis zur Tür war es nur ein Katzensprung, aber dort wollten wir nicht hin, wenigstens vorerst nicht. Ohne über die genaue Sachlage informiert zu sein, mußten wir einen Plan erstellen.

Einen Vorteil besaßen wir schon. Boone hatte uns beim Kapern des Wagens nicht gesehen. Er glaubte nach wie vor, mit seinen Geiseln allein im Zug zu sein. Und wir waren zu zweit und ein verdammt gut eingespieltes Team. Suko und ich verstanden uns auch ohne große Worte.

Dennoch war uns nicht wohl in der Haut. Ein Killer mit einer MPi, zudem mit übermenschlichen Kräften ausgerüstet und Geiseln, das konnte schon ins Auge gehen.

Ich warf Suko einen Blick zu, der die Lippen zu einem knappen Grinsen verzog.

»Was ist?«

»Fällt dir etwas ein?«

Mein Freund hob die Schultern. »Bisher bin ich ebenso schlau wie du. Wir müssen abwarten.«

Ich nickte. »Dabei ist uns das Ziel des Zugs nicht einmal bekannt. So ein Mist!«

»Sie werden ihm schon freie Fahrt geben.«

Da hatte Suko recht. »Aber das ist nicht das Problem. Was geschieht, wenn wir am Ziel sind? Wie wird Boone reagieren? Wird er durchdrehen, wird er…?«

»Abwarten.«

»Ich hoffe nur, daß die Kollegen keinen Unsinn machen, womöglich am Zielbahnhof lauern, um den Wagen zu stürmen. Dann kann es tatsächlich Tote geben.«

»Stimmt. Nur wird es sich herumgesprochen haben, daß wir im Zug sind. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie so einfach das Leben der Geiseln aufs Spiel setzen, John.«

»Das will ich auch hoffen.« Ich warf einen Blick aus dem Fenster.

Obwohl ich London ziemlich gut kenne, konnte ich nicht sehen, wohin wir fuhren. Der Vorort war mir in der Dunkelheit unbekannt.

Häuser, freie Flächen, Straßen, über die Fahrzeuge huschten und Lichtwolken vor sich herschoben, all das gehörte zum normalen Bild.

Der Zug rollte an einem kleinen Haltepunkt vorbei. Längst stillgelegt. Leider fuhren wir so schnell, daß wir das Schild nicht hatten erkennen können. Sekunden später lag der Bahnhof hinter uns.

Weiter ging die Fahrt in Richtung Norden, hinein in das freie Gelände, an den Rand der Millionenstadt London. Hielten wir die nördliche Richtung bei, würde der nächst größere Bahnhof Luton sein. Ich glaubte nicht daran, daß der Zug bis dorthin durchfuhr.

Terry Boone befand sich im Zugzwang, er mußte einfach etwas tun

und aus seinem selbst gewählten Käfig hervorkommen.

Hoffentlich nicht schießend und tötend.

Wir blieben hocken, gespannt auf jedes Geräusch achtend. Obwohl noch nichts passiert war, hatten wir den Eindruck, als wäre die Luft mit Elektrizität gefüllt. Schwingen, Spannungen, die über unsere Haut zirkulierten, das alles gehörte dazu.

Bisher hatte sich nichts verändert. Das gleichmäßige Rumpeln, das leichte Rattern, eben die typischen Fahrgeräusche eines Zuges, der über die Schienen rollte.

Das allerdings änderte sich bald.

Bei einer normalen Bahnfahrt wären uns die kurzen Stöße wohl kaum aufgefallen. Wir aber waren hoch motiviert und konzentriert, so merkten wir sehr schnell, was sich da anbahnte, der Zug verringerte seine Geschwindigkeit unmerklich.

Suko und ich blickten uns an. »Denkst du das gleiche wie ich, John?«

»Keine Ahnung.«

»Der wird doch nicht auf freier Strecke halten?«

»Was weiß ich? Vielleicht muß er das Tempo verlangsamen. Du weißt doch selbst, daß es sogenannte Langsamfahrstellen gibt, bei Baustellen, engen Kurven und so.«

»Hoffen wir, daß du recht hast.«

Das Rucken, das gleichzeitig zu einer negativen Beschleunigung führte, wiederholte sich nicht. Für eine geraume Zeit blieb die Geschwindigkeit gleich.

Der Großraum London lag hinter uns. Die Umgebung war ländlich geworden, weniger dicht bebaut.

Wir überquerten eine Brücke. Das Wasser des Flusses schäumte darunter hinweg. In der Dunkelheit sah es grau aus, die Wellen hatten weiße Hauben bekommen.

»Kennst du den Bach?« fragte Suko mich.

»Er heißt Lea.«

»Wie sinnig.«

»Stimmt.«

Das Tempo blieb gleich. Fast schon einschläfernd monoton rollten wir dahin.

Die verbrauchte Luft machte mich müde. Zweimal gähnte ich langgezogen. Kurz darauf ruckte der Zug jedoch ganz anders als zuvor.

Wir konnten zusehen, wie der Zug an Geschwindigkeit verlor. Die Schatten draußen nahmen festere Konturen an. Wir erkannten ein einsam stehendes Haus, eine Straße im matten Laternenschein.

Wir saßen längst nicht mehr, sondern standen in der Nähe der Türen im Gang.

Wer immer das Signal zum Halten gegeben hatte, er brachte die Geiseln und auch uns in eine große Gefahr.

Metall ächzte, beschwerte sich. Durch die Reihe der Wagen rann noch ein Knirschen. Der gesamte Zug schien allmählich auszuatmen. Und wir waren gespannt darauf, wie Terry Boone reagieren würde.

»Das war nicht geplant!« flüsterte Suko mir zu. »Ich habe einfach das Gefühl…«

Mein Griff galt der Beretta. Ich lockerte die Waffe, um sie schneller aus der Halfter ziehen zu können. Bestimmt würde es sehr bald auf Sekunden ankommen.

Es passierte einiges. Wir sahen es nicht, aber wir hörten es. Plötzlich gellte Boones Stimme auf. Was er sagte, ließ darauf schließen, daß er ebenfalls von diesem Halt überrascht worden war. Nur rechnete er mit einer Falle, die man ihm gestellt hatte. Seiner Ansicht nach lauerten die Polizisten in der Dunkelheit und warteten darauf, daß er den Zug verließ. Das wollte er auch, allerdings nach den toten Geiseln.

Zu lange durften wir mit unserem Eingreifen nicht warten. Boone sprach durch ein offenstehendes Fenster, das zu der Seite hin lag, wo auch Suko stand.

Er peilte schräg durch die geschlossene Scheibe der Tür zum ersten Wagen hin.

»Kannst du was sehen?«

»Nein.«

»Boone ist beschäftigt«, flüsterte ich. »Ich glaube, daß dies unsere Chance ist.«

»Wie willst du es machen?«

»Ich steige an dieser Seite aus und bleibe in Deckung der Wagen. Vielleicht kann ich ihn packen.«

»Das ist riskant.«

»Klar, aber…« Meine weiteren Worte wurden durch das Hämmern der Maschinenpistole abgeschnitten. Obwohl die Salve einen Wagen vor uns aufhämmerte, war sie gut zu hören.

Wir waren beide blaß geworden. Ich nutzte die Gunst der Sekunden und drückte die Tür auf. Dann huschte ich aus dem Wagen, lehnte die Tür wieder an und war froh darüber, daß ich auf der dem Killer entgegengesetzten Seite stand.

Eine Wagenbreite lag zwischen uns, eine gute Deckung. Ich blieb stehen und atmete zunächst tief durch. Die Luft war zwar nicht die beste, aber sie tat mir gut.

Hier am Wagen konnte und wollte ich nicht länger bleiben. Deshalb drückte ich mich in die Lücke zwischen dem ersten und dem zweiten Wagen, wo sie zusammengekoppelt waren. Über die unförmigen Eisenpuffer stieg ich hinweg, blieb aber noch zwischen den beiden Wagen stehen und konzentrierte mich auf den mit den Geiseln.

Ich hörte Stimmen. Boone sprach, auch ein anderer, ein junger Mann, der noch nicht die Stimme eines ausgewachsenen Mannes besaß. Mein

Gefühl sagte mir, daß sich bald einiges verändern sollte.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Fast erschrak ich, so heftig wurde die Tür des Wagens vor mir aufgerissen. Es war die hintere, sie lag genau in meiner Nähe. Um sie zu erreichen, hätte ich nur um die Ecke herumlaufen müssen.

Das ließ ich sicherheitshalber bleiben. So sehr sich ein Einsatz auch aufdrängte, ich durfte auf keinen Fall unschuldige Menschen in Gefahr bringen. Boone mußte ausgeschaltet werden, ohne daß es Tote gab.

Dennoch schob ich mich so weit heran, daß ich nach rechts um die Ecke peilen konnte.

Es war nichts zu sehen. Dafür hörte ich Stimmen. Boone und seine Geisel waren sich nicht klar darüber, aus welch einem Grund der Zug angehalten hatte. Der junge Mann ging allerdings davon aus, daß es sich dabei um ein auf Rot gestelltes Signal handelte.

Die Worte klangen durch ein offenes Fenster, die Tür war noch geschlossen.

Wie mir bekannt war, öffneten sich die Türen nach rechts. Das war für mich gut. Ich konnte also von der linken Seite kommen. Dann vernahm ich das typische Geräusch, als sie aufschwang. Ich hörte die flüsternde Stimme, und eine unbändige Wut auf den Killer packte mich.

Sein Plan war mir nicht genau bekannt. Ich konnte mir leider gut vorstellen, daß er ein Exempel statuieren und eine seiner Geiseln töten würde, um es den angeblich im Dunkeln lauernden Polizisten zu zeigen.

Auf dem metallenen Trittbrett schlug die Sohle hart auf. Einen Lidschlag später erschien der Umriß.

Ich sah die Gestalt, das dunkle Haar, das T-Shirt, spürte die Angst – und sah den Jungen fallen.

Er war die letzte Stufe gesprungen, besaß nicht mehr die Kraft, sich auf den Beinen zu halten.

Langsam fiel er aufs Gesicht.

»Dann knall' ich dich eben im Liegen ab!« gellte die Stimme des Killers.

Er beugte sich etwas vor. Ich sah den matt glänzenden Lauf seiner Maschinenpistole und hämmerte zu…

***

Wo ich ihn genau traf, wußte ich selbst nicht. Jedenfalls war meine rechte Hand durch die Beretta beschwert. Sie verlieh dem Hieb eine doppelte Wucht.

Am Klang hörte ich, daß ich auch Metall getroffen hatte. Die MPi geriet aus der Richtung. Ich hörte einen wilden Fluch, dann explodierte in meiner unmittelbaren Nähe die Stille. Schüsse

knatterten und produzierten Echos.

Wo die Kugeln hin jagten, war mir egal, nur nicht in meinen und die Körper der Geiseln.

Die Gestalt fiel. Boone war dermaßen überrascht worden, daß er noch über seine Geisel hinwegkippte, aufschlug, sich trotzdem drehte und weiterschießen wollte.

Aus dem Dunkel sprang ich ihn an.

Mit beiden Füßen erwischte ich seinen rechten Arm sowie die Schulter. Ich nagelte ihn und die Waffe für einen Moment fest, sah sein Gesicht und mußte erkennen, daß es sich in einem Stadium befand, das schon einer Auflösung glich.

Wie bei Quinn, dem ersten Opfer…

Ich richtete die Mündung der Beretta auf ihn, nur Boone kümmerte sich darum nicht.

Mit der in ihm steckenden, unmenschlichen Kraft wuchtete er sich hoch. Ich verlor dabei das Gleichgewicht. Boone bekam die Chance zu feuern. Ich wollte ebenfalls abdrücken und mußte schneller sein.

Es war nicht nötig, denn mein Freund Suko griff ein. Er hatte den Wagen verlassen und rief nur ein Wort.

»Topar!«

Auf einmal stand jeder still. Boone ebenso wie ich. Für fünf Sekunden war die Zeit angehalten worden, eine Spanne, die Suko unbedingt nutzen mußte.

Ich rührte mich nicht, doch ich konnte zuschauen. Suko bewegte sich irre schnell. Er riß dem Killer die MPi aus der Hand, sprang zurück und richtete die Mündung auf Terry Boone, wobei er wartete, daß die Zeit verstrich.

Wir konnten uns wieder bewegen. Ich zielte von der anderen Seite her auf den Killer, der jetzt im Kreuzfeuer unserer Waffen stand.

Die junge Geisel bewegte sich ebenfalls. Sie tat genau das Richtige und kroch aus der unmittelbaren Gefahrenzone fort.

Gut für alle…

Zwar fiel aus den Zugfenstern Licht, nur erreichte es Boone nicht direkt. Ein Großteil seines Gesichts blieb im Schatten.

»Ausgespielt, Boone«, sagte ich. »Du hast dein Killerleben verspielt. Den Rest wirst du hinter Gittern verbringen.«

Er lachte mich aus. Glucksend und sich dabei den Bauch haltend.

»Ihr seid verrückte Bullen. Nie werde ich hinter Gittern landen – niemals. Es gibt Dinge, die stehen weit über euch, das kann ich euch schwören, ihr verfluchten Hunde.«

»Abwarten.« Ich holte mit der linken Hand die kleine Leuchte hervor, weil ich sein Gesicht genauer sehen wollte. Ich hatte den Eindruck bekommen, als würde sich auf seinen Wangen etwas bewegen oder die Haut dort zusammengeschoben werden.

Zuerst zielte der Strahl dem Boden entgegen, was Boone irritierte.

Er ahnte bereits, was geschehen würde, bewegte die Arme, um sie vor sein Gesicht zu halten.

»Laß sie unten!« zischte ich.

Boone erschrak, drehte kurz den Kopf, um Suko anzusehen. Mein Freund stand wie ein Fels, so unerschütterlich, und er hielt die MPi in Anschlag. Er brauchte kein Wort zu sagen, allein seine Existenz reichte aus.

Ich ließ den Strahl wandern, zuerst relativ langsam, dann schnell und zielgerichtet.

Er »knallte« in das Gesicht des Killers!

Boone zwinkerte noch mit den Augen, aber er ging nicht weg. So konnten wir erkennen, was mit ihm geschehen war.

Der Killer sah schlimm aus. Das Ding aus dem Koffer hatte bei ihm seine Spuren hinterlassen.

Die Haut verdiente die Bezeichnung nicht mehr. Sie war weich geworden, gleichzeitig aufgequollen, von nässenden Wunden bedeckt und machte den Eindruck, als würde sie jeden Augenblick in langen Streifen von seinem Gesicht fallen.

Ich wurde wieder an Don Quinn erinnert, mit dem alles angefangen hatte. Als ich ihn stellte und in seine Haare faßte, da hatte ich sie wie eine Perücke vom Kopf ziehen können, zusammen mit der Haut. Bei Boone würde es ebenso sein.

Wir hörten ihn schnaufen. Das konnte man nicht mehr als Atmen bezeichnen. Es waren fürchterliche Geräusche, die uns entgegenschwangen, und Boone hielt den Mund dabei weit offen. Ein fauliger Geruch umwehte uns ebenfalls. Der Mann vor uns mußte den Keim einer dämonischen Pest im Körper haben, anders könnte ich es mir nicht erklären.

Plötzlich bekam ich sogar Mitleid mit ihm. Er sah zwar aus wie ein Mensch, doch er war keiner mehr. Ein willenloses Werkzeug in der Hand eines Stärkeren.

Boone faßte in sein Gesicht. Er hatte dabei die Finger leicht gekrümmt, als wollte er die Spitzen wie Speere in seine weiche Haut drücken. Von Quinn kannte ich die Bewegung ebenfalls, aber hier war es anders. Boone rannte nicht weg, um zu sterben. Er zitterte plötzlich, und die Knie konnten sein Gewicht nicht mehr halten.

Boone brach zusammen.

Zuerst schwankte er noch, dann kippte er zur Seite und gleichzeitig nach vorn.

Wäre ich nicht zur Seite gegangen, hätte er mich noch erwischt. So aber prallte er zu Boden und blieb in Griffweite liegen. Er war auf sein Gesicht geschlagen.

Ich leuchtete dorthin und sah, daß sich unter dem Gesicht etwas

ausgebreitet hatte.

Eine dicke Flüssigkeit, zu vergleichen mit der eines Ghouls, wenn er sich auflöste.

Boone lebte noch. Er drehte sogar den Kopf, so daß wir sein Profil erkennen konnten. Als er zudem die Lippen bewegte, wußte ich, daß er uns etwas sagen wollte.

Ich beugte mich nieder. Unter dem linken Auge zuckte die Haut.

Er blutete nicht, denn das Blut mußte ihm von einem anderen geraubt worden sein. Bestimmt von dem Wesen, das sich für die grauenvolle Metamorphose verantwortlich zeigte.

»Es ist vorbei, Boone!« sprach ich ihn an. »Das weißt du selbst. Du wirst keine Menschen mehr umbringen. Jetzt hat es dich erwischt. Aber wer, Boone, wer zeigt sich für deinen Tod verantwortlich?«

»Koffer… das Ding aus dem Koffer …«

»Du hast ihn nicht mit?«

»Nein, im Zimmer, Sajastin… da muß er stehen, glaube ich. Ja, ich bin mir sicher.«

»Was war in dem verdammten Koffer?«

»Das Ding… andere Welt …«

»Es ist nicht allein – oder?«

»Nein, Kugelköpfe. Sucht Kugelköpfe. Sie sind unterwegs. Sie sind die Blutjäger. Ihr müßte sie suchen und finden, ihr könnt sie fragen, ihr könnt alles…«

»Wo finden wir sie?«

Er spie aus. »Nirgendwo und überall. Sie… sie mächtig. Sie beobachten, vorsichtig …«

Aus, er schaffte es nicht mehr, den Satz zu vollenden. Terry Boone, der Killer, war tot. Er hatte mit dem Wahnsinn einen Pakt geschlossen und verloren.

Ich mußte ehrlich zugeben, daß ich mich in meiner Haut ebenfalls nicht wohl fühlte. Als ich mich erhob, sah ich Sukos skeptischen Gesichtsausdruck. »Das war nicht viel, John.«

»Ich weiß.«

»Der Koffer ist der Weg. Durch ihn kommen wir auch an die verdammten Kugelköpfe heran.«

Ich hob die Schultern. »Das ist ein neuer Begriff. Hast du schon von diesen Wesen gehört?«

»Nein, ich habe sie auch nicht gesehen.«

»Sie sind, davon können wir ausgehen, dämonischen Ursprungs.«

Ich wischte Schweiß von meiner Stirn. »Kugelköpfe – was es nicht alles gibt. Eine neue Dämonenart?«

Suko hob die Schultern. »Oder eine alte, von der wir bisher noch nichts gehört haben.«

»Kann sein.«

Seine nächsten Worte galten nicht mir. Er sprach sie über meinen Kopf hinweg, in Richtung Wagen, wo die anderen Geiseln aus den Fenstern schauten.

»Bitte, geht zurück. Geht auf eure Plätze. Es ist vorbei, wir kommen nach.«

Sie gehorchten. Der Schock steckte noch tief. Er würde sich bald in starken Emotionen lösen.

Noch jemand erschien mit ziemlich weichen Knien. Ein hellhaariger Mann, der die Lok gesteuert hatte. »Ich… ich habe viel gesehen!« keuchte er. »Es ist vorbei, nicht?«

»Sicher.«

Er warf einen Blick auf den Toten. »Und ohne einen Schuß abgegeben zu haben.«

»Weshalb haben Sie gestoppt?« fragte ich.

Er deutete nach vorn, die Strecke entlang. »Das Signal steht auf Rot. Das war der Grund.«

»Keine Anweisung?«

»Nein.«

»Ist das normal mit dem Signal?«

»Auch nicht. Das müssen die Leute im Stellwerk gewesen sein. Ich habe ihnen schon Bescheid gesagt. Sie sind bereits unterwegs.«

»Dann rufen Sie noch einmal an und sagen Sie ihnen, daß sie ›Freie Fahrt‹ geben und im nächsten Bahnhof auf uns warten sollen. Wir werden dort einiges erklären.«

»Gut, mache ich.« Er lief schnell weg.

Der junge, schwarzhaarige Mann, der die Geisel gewesen war, stand auch wieder auf den Beinen. Er war mit dem Schrecken davongekommen. Suko sorgte dafür, daß er in den Wagen stieg.

Danach half der Inspektor mit, den Toten in unseren Wagen zu schaffen. Suko würde ihn bewachen, während ich mich zu den Geiseln gesellte und mit ihnen redete.

Ich hatte den Wagen kaum betreten, als sich der Zug wieder in Bewegung setzte.

Acht junge Menschen starrten einen verschwitzten Oberinspektor an, der ihnen trotzdem entgegenlächelte. Mit ruhiger Stimme erklärte ich ihnen, daß die Gefahr vorbei war.

Sie hörten zu, sie nickten, sie stellten keine Fragen. Manche weinten, nicht nur Mädchen.

Es war gut, daß sich der Schock bei ihnen derartig löste. Mir gegenüber hockte Rico, der etwas dunkelhäutige Junge. Er starrte vor seine Schuhspitzen.

»Na?« fragte ich ihn. »Alles okay?«

»Nein.«

»Das verstehe ich.«

»Ich hatte Angst, Sir, so verdammte Angst.«
»Sag John zu mir.«
»Ich bin Rico.«
»Hat dieser Boone, so hieß der Mann, irgend etwas erzählt, was vielleicht wichtig sein kann?«
Aus großen, feuchten Augen schaute er mich an. »Wie meinen Sie das denn, John?«
»Wie ich es sagte. Hat er von Plänen gesprochen?«
Rico schüttelte den Kopf. »Überhaupt nicht. Er war nur davon überzeugt, gewinnen zu können. Ich habe seine Kraft gespürt. Es war fürchterlich, glauben Sie mir.«
»Das weiß ich.«
Rico hob die Schulter, schaute aus dem Fenster und redete gegen die Scheibe. »Wo er hinwollte, kann ich Ihnen wirklich nicht sagen. Das… das hat er mir nicht erklärt.«
»Schon gut.« Ich schlug ihm auf die Schulter. »Du hast Mut gezeigt, Rico.«
»Nein, ich hatte Todesangst.«
»Es ist bereits mutig, so etwas zuzugeben. Ihr habt es überstanden, niemand ist verletzt.«
»Nicht äußerlich.«
Ich lächelte ihm zu. »Auch Seelenschäden können heilen. Sie werden heilen, das wissen wir.«
»Ich drücke uns die Daumen.«
»Okay.« Ich stand auf und unterhielt mich mit den übrigen jungen Fahrgästen. Leider kam nichts dabei heraus. Keiner hatte etwas über die Pläne des Killers erfahren. Sie waren zudem nur zufällig von ihm als Geiseln genommen worden.
Somit stand für mich fest, daß wir wieder von vorn anfangen mußten. Wichtig war der Koffer und natürlich dessen Inhalt. Es mußte etwas Furchtbares sein, von dem ich mir zu diesem Zeitpunkt überhaupt keine Vorstellung machen konnte.
Was konnte darin stecken?
Eine dämonische Masse, von irgendeiner fremden Welt oder aus einer Dimension auf die Erde gekommen, gebracht von Wesen mit Kugelköpfen. Boone hatte dies nicht grundlos erwähnt. Sie mußten existieren, sie brauchten, sie wollten Blut, waren Blutjäger, die London unsicher machten. Wenn ich mir vorstellte, daß es bald eine Anzahl Personen geben konnte, die so aussahen, wie Boone ausgesehen hatte, wurde mir flau im Magen.
Ich verließ den Wagen und stellte mich an die Tür. Noch immer rollten wir durch das flache Land. Zu sehen war kaum etwas. Hier und da ein einsames Haus, in der Ferne mal ein Lichthaufen, denn dort lag eine Ansiedlung oder ein Dorf, Straßen, Felder, sie glitten vorbei.

Und der Schatten.

Es war verrückt. Ich hatte ihn gesehen, wie er aus dem Nachbarwagen geflogen war, wo sich Suko befand.

Während der Fahrt, nicht aus der Tür, sondern aus einem Fenster.

Ich handelte reflexartig, jagte in den Wagen zurück, brüllte mein »Achtung!« und zog die Notbremse…

***

Suko hatte den Toten nicht auf einen Sitz gelegt, sondern rücklings in den Mittelgang. Er war gezeichnet, das Gesicht kaum noch als solches zu bezeichnen.

Die Experten vom Yard würden sich mit ihm beschäftigen und möglicherweise etwas herausfinden.

Der Inspektor schaute aus dem Fenster. Er dachte ebenso nach wie sein Freund John Sinclair im anderen Wagen. Es standen zu viele Fragen offen; eine davon war die wichtigste.

Was hatte es mit den geheimnisvollen Kugelköpfen auf sich, von denen Terry Boone in den letzten Sekunden seines Lebens gesprochen hatte? Suko wollte einfach nicht daran glauben, daß es sich dabei um Phantastereien gehandelt hatte. Dahinter mußte mehr stecken. Auch wenn er die zahlreichen Dämonen und Dämonenarten Revue passieren ließ, die ihm bisher über den Weg gelaufen waren, Kugelköpfe waren ihm nie begegnet.

Dämonen und Dämonenreiche.

Auch wenn Suko Erfahrungen besaß, er wußte noch längst nicht, wie zahlreich sie in Wirklichkeit waren. Es gab Menschen, die behaupteten, daß es so viele Reiche wie Sterne gab. Das war bestimmt übertrieben, eine Zahl nach unten kannte Suko auch nicht.

Der Kampf gegen die Mächte der Finsternis wurde immer härter, geballter geführt. Sehr oft verdichteten sich die Fälle derart, daß Suko sich nur mehr wundern konnte, wie es ihm immer wieder gelang, lebend herauszuschlüpfen.

Wie auch vor wenigen Minuten. Terry Boone hätte durchgedreht und geschossen. Seine Akte war lang. Schon als nicht Veränderter hatte er kein Pardon gekannt, wenn es darum gegangen war, seine Ziele zu verfolgen. Da war er über Leichen gelaufen, und mehr als eine trauernde Witwe hatte er hinterlassen.

Suko hatte zwei Fenster geöffnet. Er wollte die verbrauchte Luft aus dem Wagen strömen lassen. Auch bei Stillstand erzeugte er damit einen gewissen Durchzug.

John war verschwunden, der Lokführer ebenfalls, einer Abfahrt des Zugs stand nichts mehr im Weg. Er hatte den Gedanken kaum vollendet, als die Wagen anruckten.

Sehr langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Durch die beiden sich

gegenüberliegenden Fenster wehte die Luft und verteilte sich.

Suko hatte sich nicht in den unmittelbaren Durchzug gesetzt, er hockte weiter hinten, wo die Winde ihn nur streichelten.

Er und sein Freund würden die Spur wieder erneut aufnehmen müssen. Zunächst bei dem Absteigen-Besitzer Sajastin und möglicherweise auch noch im Pfandhaus, wo alles seinen Anfang genommen hatte.

Suko hatte den Kopf etwas gedreht, die Beine ausgestreckt und schaute aus dem Fenster. Wieder einmal glitt die Landschaft vorbei, nur an bestimmten Stellen herausgenommen aus dem Dunkel der Nacht. Wenig Licht, viel Schatten, dichte Wolken am Himmel, die eine schwüle Luft noch tiefer drückten.

Der Fahrtwind brachte ebenfalls kaum Kühlung, er verteilte die Luft nur anders.

Suko sah auch das matte Glänzen der Schienen. Sie rollten auf einen Verteiler zu, wo die Schienen abzweigten und in mehrere Richtungen auseinanderliefen.

Ein alter Bahnhof wurde durchfahren. Auf Nebengleisen standen Güterwaggons im fahlen Licht der Laternen. Hinter den Scheiben eines alten Bahnwärterhauses glänzte mattes Licht.

Suko stand auf. Er mußte sich einfach bewegen, das lange Sitzen gefiel ihm nicht.

Über den Toten stieg er hinweg. Er blickte auch in dessen Gesicht, das aussah wie ein Werk eines Bildhauers, der erst damit begonnen hatte, sich etwas zu schaffen.

Falten, Gräben, Hügel und Mulden. Kalt und steif wirkte die Haut, als wäre sie eingefroren worden.

Suko schritt weiter, hielt sich an den Griffstangen fest, geriet in den Durchzug und genoß für einen Moment die Kühle. Sie brachte sogar den frischen Heugeruch mit in den Wagen, denn der Zug rollte jetzt an weiten Feldern vorbei.

Was hinter ihm geschah, bekam Suko nicht mit. Im Wagen tat sich nichts, dafür an der Außenseite, denn dort vibrierte die Luft für einen kurzen Augenblick, bevor aus diesem ungewöhnlichen und unerklärlichen Zittern etwas entstand.

Ein Körper und ein Gesicht!

Der Kopf wie eine Kugel, haarlos, bleich wie ein Vollmond, in den jemand zwei runde Knöpfe als Augen hineingepreßt hatte. Augen mit einem sehr bösen Blick. Pupillen glatt wie Murmeln, kurze Nase, ein Mund wie ein nach unten gekippter Halbmond und auf der hohen Stirn die blutige Rißwunde, die von den Augen leicht schräg bis auf die Kopfmitte in einem Zickzack-Muster zulief.

Er war da und blieb!

Weit genug von Suko entfernt, der ihn auch durch ein plötzliches

Umdrehen nicht hätte entdecken können.

Der Kugelkopf blieb. Sein runder Schädel schien außen an der Scheibe zu kleben. Nicht ein Haar wuchs auf der Platte. Die Augen glotzten in das Innere des Wagens, sie kontrollierten, und sie beobachteten. Besonders scharf richteten sie ihren Blick auf den am Boden liegenden Toten, als wollte die Gestalt die Leiche zum Leben erwecken.

Sekunden verstrichen.

Der Kugelkopf schob sich langsam näher. Mit dem Fahrtwind hatte er nichts im Sinn. Bei ihm sah es aus, als wäre er überhaupt nicht vorhanden.

So schob er sich näher – und höher.

Es war klar, was er vorhatte. Er mußte in den Wagen kommen, er wollte an die Leiche.

Geschickt schob er sich durch die Öffnung, wobei er seinen kugeligen Schädel dermaßen veränderte, daß dieser in einer länglichen Form genau paßte.

Suko hatte ihn nicht gesehen. Der Kugelkopf stand im Gang zwischen zwei sich gegenüberliegenden Sitzen. Er brauchte nur einen Schritt weit zu gehen, um den Toten zu erreichen.

Er tat es, blieb direkt daneben stehen und streckte die Arme vor, so daß seine Hände über der Gestalt schwebten. Für eine Weile blieben die Finger aneinandergelegt, dann spreizte er sie und tat es mit einer sehr grazilen Bewegung wie ein Zauberkünstler, der die Zuschauer auf diese pantomimenhafte Art und Weise auf einen bestimmten Punkt lenken wollte.

Die Leiche reagierte, begann zu schweben!

Unsichtbare Fäden schienen die Finger mit dem Toten zu verbinden. Fäden, die es schafften, ihn in die Höhe zu ziehen.

Der Kugelkopf rührte sich nicht. Er bewegte nicht einmal seine Hände, von denen aus das magische Flair die Leiche berührte und sie den Flächen entgegenhob.

Ein magisches Phänomen, das der Kugelkopf mit einer bald schon erschreckenden Leichtigkeit durchführte.

Suko sah nichts.

Aber er spürte, daß sich etwas innerhalb des Wagens verändert hatte. Es war nur mehr ein Gefühl, vielleicht ein leichtes Kribbeln auf dem Rücken, mehr nicht. Der Wind schien ihm die Nachricht des Bösen zutragen zu wollen, in seinen Ohren wispernd.

Plötzlich drehte er sich um. Auf der Stelle, in die Hocke gehend, wieder hochschnellend.

Suko sah den Toten.

Er schwebte in halber Höhe des Wagens und so ausgestreckt, daß er das Fenster bereits erreicht hatte. Mit dem Kopf und den Schultern

war er hindurch, der Rest würde in Sekunden folgen.
So hastig Suko auch reagiert hatte, als er die Gefahr spürte, in diesem Augenblick konnte er die Schrecksekunde nicht so rasch überwinden. Zudem sah er zum erstenmal den Kugelkopf.
Sie starrten sich an. Einen Moment nur blickte Suko in die kalten, gelben Sonnen, die bei dieser Erscheinung als Augen galten, für Suko mehr Charakter von Sensoren besaßen. Die winzige Spanne reichte aus. Suko merkte, daß die Gestalt nicht von dieser Welt war.
Sie mußte ein Wissen in sich tragen, dessen Geburt tief im All stattgefunden hatte.
Dennoch zog er seine Waffe.
Als er den Griff der Beretta berührte, verschwand der Tote durch das Fenster nach draußen.
Suko riß die Pistole hervor – und bekam die elementare Wucht der Notbremsung sofort zu spüren…

***

Ich hatte den anderen Fahrgästen im letzten Augenblick eine Warnung zuschreien können. Es brachte kaum was. In meinen Schrei hinein packte die Bremse bereits.
Dann wurde es kritisch.
Urplötzlich lernte ich fliegen. Bevor es mich quer durch den Wagen riß, gelang es mir, mich an einer Haltestange festzuklammern.
Die Fliehkraft schleuderte mich herum, die Beine konnte ich nicht mehr am Boden halten, sie schwebten plötzlich in der Luft, und ich wuchtete mit beiden Hacken gegen einen harten Gegenstand.
Etwas zerrte an meinen Knöcheln. Ein Körper wirbelte mir entgegen, traf mich mit dem Ellbogen. Ich zog den Kopf ein und hörte das Kreischen und Jaulen, als die Räder über die Schienen schleiften. Sicherlich wurden Funkenspuren in die Höhe geschleudert.
Die Wagen ruckten, prallten mit den Puffern zusammen. Schreie gellten auf, und es war eigentlich Glück, daß der Zug mit keinem sehr hohen Tempo fuhr. So kam ich einigermaßen glimpflich davon, wie auch die anderen. Als er endlich zum Stillstand kam, hatte ich das Gefühl, es wären Stunden vergangen. Die Wucht und das Durcheinander hatten sich innerhalb von Sekunden abgespielt.
Ich lag noch immer im Gang, neben einem Sitz, halb begraben unter einem Mädchenkörper. Die Kleine stöhnte, jemand zerrte sie hoch. Ich sah, wie sie ihren Handballen gegen die blutende Nase preßte. Sie hatte leider einiges abbekommen, und eine Platzwunde an der Stirn hinterließ den roten Fleck.
Keiner war in der Lage, mir Fragen zu stellen. Die hätte ich auch nicht gebrauchen können. Meine Knochen waren heil geblieben. Ich wollte sehen, was mit der Leiche geschehen war und hetzte auf die

nächstgelegene Ausstiegstür zu.

Heftig riß ich sie auf.

Trotz Notbremsung war der Zug weitergefahren. Von der Leiche bekam ich nichts zu sehen, aber ich entdeckte eine einsame Gestalt, die gar nicht entfernt stand.

Auf einem dunklen, etwas kompakt wirkenden Körper wuchs ein halbloser Kopf.

Der Kugelkopf!

In den letzten Sekunden seines Lebens hatte Boone davon berichtet. Bisher hatte ich nicht daran glauben können, doch nun bekam ich den Beweis. Es gab ihn – und wie es ihn gab!

Er rührte sich nicht vom Fleck, richtete seinen Blick auf mich, doch er war eine Macht. Eine sehr gefährliche sogar, denn ich war dabei, in seinen Einfluß und unter seine gedankliche Kontrolle zu geraten, was mir gar nicht gefiel.

Er stand dort, als hätte man ihn abgestellt und vergessen. Seine sonnengelben Augen beobachteten mich. Fremdes wollte in mein Hirn eindringen. Ich vernahm schmatzende und saugende Geräusche. Auch sie drangen aus den Augen des Kugelköpfigen, der so rasch wieder verschwand, wie er auch erschienen war.

Eine leere Fläche lag vor mir. Die Stille wurde mir erst bewußt, als ein Schrei sie zerstörte. Es war der Lokführer, der mit wedelnden Armen auf mich zurannte und mich beschuldigte, die Notbremse gezogen zu haben.

»Ja, das habe ich!«

»Verdammt, und weshalb?« fragte er. Der Mann blutete leicht an der Unterlippe.

»Ich… nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Ich werde es Ihnen nicht erklären, da es einfach zu unglaublich klingt. Seien Sie versichert, es war nötig.«

»Nötig, nötig!« äffte er mir nach. »Das können Sie mir doch nicht erzählen.«

»Doch, Meister, das kann ich. Jetzt lassen Sie mich bitte in Ruhe. Alles klar?«

Er drehte sich um und ging. Wenn ihn meine Worte schon nicht überzeugt hatten, dann vielleicht der Blick.

Nicht nur die ehemaligen Geiseln waren von der Notbremsung überrascht worden, auch Suko. Ich wollte zu ihm und sehen, wie es ihm ging.

Er kam mir entgegen. Leicht humpelnd, mit einem bissigen Grinsen auf den Lippen. »Das kannst du doch nur gewesen sein – oder?«

»Richtig.«

»Weshalb?«

»Hast du schon mal einen fliegenden Toten gesehen?«

»Sicher, der flog sogar aus meinem Wagen. Nur war ich leider nicht in der Lage, ihn zu stoppen. Ich habe ihn zu spät bemerkt. Sorry, Alter.«

»Und der Kugelkopf?«

Suko gab keine Antwort. Statt dessen massierte er sein linkes Bein.

»Ein blauer Fleck wird zurückbleiben.«

»Hast du den Kugelkopf gesehen?«

»Ja, John, das habe ich.« Er redete lauter als gewöhnlich. »Und ich will dir noch etwas sagen. Als ich ihn sah, da bekam ich irgendwie Angst. Kannst du dir das vorstellen? Ich fürchtete mich vor dieser Gestalt, die, wenn man es recht bedenkt, so schlimm nicht aussah. Nur eben der Kopf auf den Schultern und…«

»Der Blick, Suko. Es war der Blick, das immense Wissen und die unheimliche Macht, die in ihm steckten. Er weiß jetzt, daß wir ihm auf der Spur sind, und wir werden ihn wiedersehen, davon bin ich überzeugt.«

»Mit oder ohne Koffer? Ich habe nämlich bei ihm keinen gesehen. Du etwa?«

»Leider nicht.«

Der Lokführer kam wieder. »Können wir jetzt fahren, verdammt? Man wartet nämlich auf uns!«

Ich nickte. »Okay, geben Sie Dampf!«

»Die Zeiten sind vorbei, falls Sie es noch nicht bemerkt haben sollten.«

Er ging wütend davon. Diesmal stiegen wir gemeinsam in den Wagen, wo sich auch die anderen Fahrgäste aufhielten und sich noch um ihre Blessuren kümmerten.

»Eine fliegende Leiche«, murmelte Suko. »Hast du eine Ahnung, was mit ihr geschehen sein könnte?«

»Nicht direkt.«

»Aber indirekt, wie?«

»So ungefähr. Du wirst mich auslachen, nur hatte ich das Gefühl, daß sich der Tote noch während des Flugs auflöste und in einen Schatten verwandelte.«

Suko staunte noch immer, als der Zug längst fuhr.

***

Die Fragereien, die Erklärungen, die ratlosen Gesichter der Beamten, all das lag hinter uns. Wir hatten die Erklärungen so gut wie möglich gegeben, ohne die volle Wahrheit mitzuteilen. Die war einfach zu schwer zu begreifen, und nach einer Lösung des Falles mußten wir persönlich Ausschau halten, ohne die Kollegen einzuschalten.

Wie gesagt, das lag hinter uns, und was würde noch alles vor uns liegen?

Zunächst einmal der Rest der Nacht, den wir irgendwie nutzen mußten. Zwar würde sich bald die Morgendämmerung heranschieben, dann wollten wir wieder in London sein.

Bevor wir mit einem Dienstwagen der Kollegen aus Luton fuhren, redeten wir noch mit den Geiseln, die unter ärztlicher Betreuung standen und sich einigermaßen gefangen hatten, wie sie selbst zugaben. Nur die Folgen der Notbremsung waren etwas schlimmer gewesen. Wir verabschiedeten uns von jedem der jungen Leute mit einem Handschlag, dann ging es nach London.

Suko fuhr, ich hockte mit halb ausgestreckten Beinen neben ihm und wollte eine Mütze Schlaf bekommen. Durch den Fensterspalt drang der Fahrtwind und verteilte sich im Auto.

Nein, es klappte nicht, die Augen zu schließen. Ich war innerlich einfach zu aufgeregt und mußte natürlich an den Kugelkopf denken, der sich uns gezeigt hatte.

Ohne Koffer allerdings. Stellte sich die Frage, ob er den Koffer vielleicht irgendwo versteckt hielt oder ob es nicht noch einen zweiten oder dritten Kugelkopf gab.

Ich kämmte die Haare mit den Fingern zurück, was von Suko bemerkt wurde. »Wenn ich dich so durch die Haare fahren sehe, denke ich an die Glatzköpfe.«

»Die brauchen das nicht.«

»Richtig, Suko. Du hast auch nicht widersprochen, als ich Glatzköpfe sagte.«

»Nein.«

»Zufall?«

»Auch nicht, John. Ich kann mir gut vorstellen, daß es mehrere von ihnen gibt.«

»Sicher. Dabei fragt sich nur, woher sie kommen. Hast du vielleicht eine Idee?«

Suko gab Gas, denn die Straße lag frei vor uns. »Eigentlich hättest du mich etwas Leichteres fragen müssen. Ich weiß wirklich nicht, wo ich sie hinstecken soll. Außerirdische Wesen, Dämonen?«

»Das erste wäre nicht schlecht.«

»Dann könnten sie möglicherweise von einem anderen Planeten stammen.« Er warf mir einen schiefen und fragenden Blick zu.

»Aber nicht von Melmarc.«

»Nein, Alf sieht anders aus.«

Wir kamen nicht weiter, vielleicht wollten wir es auch nicht. Wir waren zu durcheinander. Uns fehlte beim Denken die echte, klare Linie. Das Gespräch versickerte. Wir zischten in Richtung Süden, die Millionenstadt London wartete auf uns.

Ein fast leerer Highway, ein noch dunkler Himmel, was sich bei unserem Eintreffen in London geändert hatte. Da schob sich aus

Richtung Osten eine breite, helle Wand vor und verdrängte die Finsternis. Bald würde die Sonne aufgehen und als blutroter Ball über den Dächern der Stadt erscheinen.

Ich gähnte lang und schüttelte den Kopf. »Jetzt eine Dusche«, sagte ich. »Das wäre was Feines.«

»Die kannst du haben.«

»Ach – wo denn?«

»Bei Sajastin in der Absteige.«

»Duschen? Ob der so was kennt?«

»Frag ihn.«

»Nein, Suko, für ihn habe ich andere Fragen. Ich bin gespannt, ob er sie mir beantworten kann.«

»Was spricht dagegen?«

»Seine Schulter ist arg malträtiert worden. Boone hat kein Pardon gekannt. Es ist vorstellbar, daß er ihm irgend etwas verstaucht oder gequetscht hat.«

Suko lächelte. »Du kannst ihn ja damit aufheitern, indem du ihm von Boones Schicksal berichtest.«

»Mache ich vielleicht. Nur frage ich mich, wo dieser Killer geblieben ist. Sollte er sich tatsächlich zu einem Schatten aufgelöst haben?«

»Warum nicht?« Suko stoppte an einer Ampel. Wir würden bald auf die breite Kingsland Road fahren, die uns fast zum Ziel brachte.

Sie führte wie ein senkrechter, breiter Strich in Richtung Süden. Um diese Zeit war sie wenig befahren.

»Weil das bei Quinn auch nicht passiert ist«, erwiderte ich.

Suko hob die Schultern. »Vielleicht liegt es daran, daß Quinn allein gewesen ist. Boone stand unter der direkten Kontrolle des Glatzköpfigen, das darfst du nicht vergessen.«

Ich räusperte mich. »Als wir vorhin von dem Schatten sprachen, fiel mir etwas ein.«

»Mir auch«, sagte Suko. »Und zwar der Spuk.«

»Richtig. Ob er mitmischt?«

»Wäre mal was Neues.«

»So habe ich ihn nie erlebt.«

»Kennst du den Spuk, John? Kennst du ihn genau? Weißt du, welche Ziele er verfolgt und was sich in seiner komischen Welt alles abspielt? Ich glaube nicht.«

»Das stimmt. Wir könnten noch mit einigen Überraschungen seinerseits rechnen.«

»Und zwar mit bösen.«

Ich schaute aus dem Fenster und sah zu, wie London allmählich erwachte und der Verkehr sich in Bewegung setzte. Damit meinte ich nicht nur die Wagen, auch erste Fußgänger strebten den Eingängen der U-Bahnstationen zu, um sich zu ihren Arbeitsplätzen

transportieren zu lassen. An der Liverpool Station herrschte ebenfalls reger Betrieb, aber in der schmalen Straße, wo die Absteige des Armeniers lag, bekamen wir trotzdem einen günstigen Parkplatz.

Das Hotel sah verlassen aus, obwohl eine Lampe über dem schmalen Eingang brannte. Komischerweise war die Tür verschlossen, das ist bei diesen Absteigen eigentlich selten der Fall. Ich hämmerte mit den Fäusten gegen die Tür.

Zwei Angetrunkene hörten den Lärm und überquerten die Straße.

»Der faule Hund liegt bestimmt im Bett«, moserten sie. »Da habt ihr keine Chance, verdammt.«

»Abwarten.«

Sie wollten nicht verschwinden. Daß sie es Sekunden später trotzdem taten, dafür sorgte Suko, als er sie förmlich scheuchte. Da zogen sie sich hastig zurück.

Ich hatte Glück, daß doch geöffnet wurde. Daß es kein Mann gewesen war, hatte ich bereits an den Schritten gehört. Wahrscheinlich würde Laura, die dunkelhaarige Frau, erscheinen.

Richtig, sie öffnete die Tür, nickte uns zu, bevor sich ihr Gesicht verschloß.

»Können wir reinkommen?«

»Was wollen Sie denn?«

»Mit Sajastin reden.«

Laura, wieder geschminkt und ihre extremen Kurven unter einem weit fallenden, violetten Kleid verbergend, schaute auf die billige Uhr. »Wißt ihr überhaupt, wie spät es ist?«

»Es ist früh.« Ich wurde leicht sauer. »Machen Sie keinen Ärger und holen Sie ihn her.«

»Okay, kommt rein.«

Hinter uns schloß sie die Tür ab. Hinter der Rezeption befand sich eine Tür. »Da müssen wir hinein«, erklärte sie. »Er… er hat sich hingelegt, kann aber nicht schlafen, die Schmerzen in seiner Schulter sind einfach zu stark.«

»Was ist denn gewesen? Hat der Arzt etwas gesagt?«

»Angebrochen. Er hat ihm einen Verband angelegt. Morgen soll er in ambulante Behandlung, aber Sajastin will nicht ins Krankenhaus. Er hält sich für unentbehrlich, zudem glaubt er, daß sie ihn dort behalten können. Hinzu kommt, daß seine beiden Hunde nicht mehr leben. Die Kadaver liegen bereits beim Abdecker.«

Laura sah das realistisch. Sie war eine Frau, die das Leben kannte, auch das der Straße, auf der sie lange ihr Geld verdient hatte, als Dirne. Jetzt war sie älter geworden und suchte nach einer Möglichkeit, unterzuschlüpfen. Sie kümmerte sich um Sajastin, wahrscheinlich erhoffte sie sich etwas von ihm.

Wir fanden ihn in seiner Wohnung, die ebenso schäbig war wie die

Hotelzimmer. Der kleine, dunkelhaarige Armenier wirkte bleich.

Er lag auf einem alten Metallbett, dessen Matratze schon durchgelegen war. Im Zimmer war es warm, stickig, zudem roch es nach Schweiß.

»Kann man hier kein Fenster öffnen?« fragte Suko.

Laura winkte ab. »Können schon, aber Sajastin will es nicht, versteht ihr?«

»Nein.«

Laura flüsterte uns zu. »Er hat Angst davor, daß der Killer wieder zurückkehrt.«

Suko winkte ab. »Das braucht er nicht.«

»Doch!« kreischte der Armenier vom Bett her. »Boone hat meine Tiere gekillt, weshalb sollte er mich dann verschonen?«

»Ganz einfach«, erklärte ich. »Weil es ihn nicht mehr gibt.«

Sajastin bekam große Augen. »Wie…?«

»Wir haben ihn erledigt.«

»Und die Geiseln? Das hat sich herumgesprochen, daß er sich Geiseln genommen hat.« Sajastin sprach normal. Seine Schmerzen hatte er plötzlich vergessen.

Ich lächelte knapp. »Sie sind gesund und munter, sieht man mal von einigen leichten Blessuren ab. Sie sehen also, daß Sie nichts zu befürchten haben.«

Er schaute Laura an. »Wie siehst du das denn?«

»Ich glaube schon, daß es stimmt.« Sie nickte. »Die beiden sehen nicht so aus, als würden sie bluffen.«

»Hm.« Er schielte auf seinen Schulterverband. »Das ist alles sehr komisch.«

»Das bestimmt nicht«, sagte Suko. »Boone war verdammt gefährlich. Er besaß Kräfte, die mit den normalen nicht zu messen sind. Woher, frage ich Sie.«

»Das weiß ich doch nicht.«

»Uns geht es um den Koffer.«

Der Armenier feuchtete seine Lippen an. »Das weiß ich wohl, er hatte einen großen Holzkoffer bei sich.«

»Genau. Den hätten wir gern. Können Sie uns sagen, wo er sich befindet? Ist er abgeholt worden?«

»In seinem Zimmer.«

Ich hob die Hand. »Das habe ich schon durchsucht. Da war er nicht. Wo könnte er sein?«

»Keine Ahnung.«

Laura mischte sich ein. Sie hockte auf einem schlichten Holzstuhl und hatte die Arme auf die Tischplatte gestemmt, dicht neben einer halbleeren Flasche mit Gin. »Es stimmt. Der Koffer ist nicht mehr hier. Wir haben auch keinen gesehen, der ihn geholt haben könnte. Aber

Sie wissen ja, wie einfach das ist, wenn man sich auskennt. Es gibt hier noch eine Rückseite, da kann man leicht in die Zimmer einsteigen. Außerdem kümmert sich hier niemand um eine Scheibe, wenn sie zerbricht. Das ist keine Gegend, in der man aufpaßt.«

Ich nickte. »Das Gefühl habe ich auch.«

»Da kann man wohl nichts machen – oder?«

»Ich möchte den Raum trotzdem sehen.«

»Laura, geh mit ihnen«, stöhnte der Armenier.

Suko blieb zurück. Sehr schnell waren wir wieder bei den Männern. »Nichts, Fehlanzeige, kein Koffer.«

Sajastin verzog das Gesicht. »Sagte ich doch. Der hat ihn an sich genommen.«

»Und wer?«

»Keine Ahnung.«

Hier waren wir flüssiger als Wasser, nämlich überflüssig. Wir wünschten dem Armenier noch eine gute Besserung und zogen uns zurück. Auf der Straße standen wir ratlos herum.

»Ich für meinen Teil werde unter die Dusche und anschließend ins Bett steigen«, sagte Suko.

»Wie lange willst du schlafen?«

»Mindestens doppelt so viel wie die Hälfte.«

»Und ich noch vier Minuten dazu. Komm, die Nacht war lang genug, zu lang.«

Gähnend stiegen wir in den Wagen. Er würde bald zurückgebracht werden. Allerdings nicht von uns.

London erwachte, wir würden uns hinlegen, das allein zählte. Was danach kam, würden wir schon früh genug merken…

***

Was alles geschehen und wie es mit dem Killer weitergegangen war, davon wußte ein Mann namens Brian Denkford nichts. Dabei hatte es bei ihm begonnen, denn er leitete als Verantwortlicher das gewaltige Pfandhaus, in dem die Versteigerungen stattfanden.

In seiner Laufbahn hatte er schon viel erlebt, hatte Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt, galt deshalb als Trouble Shooter, doch die neuesten Ereignisse hatten ihn regelrecht überrollt. Da war er nicht mehr mitgekommen.

Das Auftauchen des Killers, die Schießerei, der ungewöhnliche Koffer, der ihm überbracht worden war, die Furcht seiner Sekretärin Helen, die nur mit Glück dem Killer entwischt war, all das verdichtete sich zu einem Paket, über das die Polizei gern Bescheid gewußt hätte.

Endlos hatten sich die Verhöre hingezogen. Die Beamten wollten einfach nicht glauben, daß Denkford nichts wußte. Er hatte geredet, hatte versucht zu überzeugen und mußte schließlich froh sein, aus der

Verhörmühle entlassen zu werden.

Vom Revier zum Pfandhaus wollte er nicht mehr fahren. Nur noch nach Hause, auch wenn seine Frau mal wieder verreist war. Er sehnte sich jetzt nach dem Bett.

Helen Taylor, seine Sekretärin, hatte schon früher fahren dürfen.

Denkford setzte sich erst am Abend in den Wagen und rollte langsam durch die noch immer warme Stadt.

Getrunken hatte er kaum etwas. Nur zwei Gläser Wasser, aber geschwitzt wie selten. Er fühlte sich ausgelaugt und ausgetrocknet.

Das schwarze, kurze Haar lag flach auf dem Kopf. Von der Krause war nichts mehr zu sehen. Die breite Stirn glänzte, und auf der langen geraden Nase zeichnete sich noch der Sonnenbrand vom Wochenende ab.

Er rollte in Richtung Heimat. Denkford wohnte in einem schmalen Haus, das er von seinen Eltern geerbt hatte. Dahinter lag ein ebenso schmaler Garten, und er sehnte sich plötzlich danach, dort sitzen und ein Bier trinken zu können.

Einen Moment später überkam ihn wieder eine andere Idee. Unter Menschen sein, ihre Stimmen hören, um vergessen zu können. Auch wenn er verschwitzt war, er wollte sich noch ein Bier gönnen.

Nahe seiner Adresse fuhr er einen Pub an, fand sogar einen Parkplatz und ging den Rest zu Fuß.

Es herrschte Hochbetrieb. Die Bewohner der gesamten Siedlung schienen sich hier versammelt zu haben. Sie hockten nicht nur im Pub, auch draußen hatte der Wirt Stühle und Tische aufgestellte, wo es ebenfalls keinen freien Platz mehr gab.

Man kannte Denkford und begrüßte ihn dementsprechend freundlich. »Du siehst schlecht aus«, meinte ein Nachbar.

»Stimmt.«

»Was war denn?«

»Ärger.«

Der Nachbar grinste. »Den du jetzt runterspülen willst – oder?«

»Und wie.«

Er bekam ein frisches Ale über eine Schulter hinweggereicht, denn an der Theke drängten sich die Gäste.

»Danke.«

Sie schauten zu, wie er trank. Denkford hatte das Gefühl, sich in das Glas hineinlegen zu müssen, so durstig war er. Zur Hälfte trank er den Topf leer, dann stöhnte er auf, wischte über seine Lippen und stellte den Krug weg.

»Das tat gut.«

Die anderen Gäste in der Nähe nickten. Sie konnten ihm den Durst nachfühlen.

Eine Frau fragte: »Sagen Sie mal, was hat es denn für einen Ärger bei

Ihnen gegeben?«
»Wo? Wie?«
»Ich hörte von einer Schießerei im Pfandhaus.«
Nach dieser Bemerkung verstummten die Gespräche der in Hörweite stehenden Gäste. Denkford hatte geahnt, daß sie ihn auf das Thema ansprechen würden. Er ärgerte sich darüber, aber er spielte den Gelassenen. »Ja, das war bei mir.«
»Und?«
»Ein Killer.«
»Kein Dieb?« fragte jemand.
»Nein, ein Killer, der einen Job erledigen wollte. Das haben die Bullen gesagt.«
»Ach so.«
»Wie hieß der Mann denn?«
Man sprach durcheinander. Denkford ließ sich Zeit mit der Antwort. Er nahm erst den zweiten Schluck. »Bone oder Boone. Ich weiß es auch nicht genau.«
Den kannten sie hier nicht. »Hast du keine Angst, daß er noch mal zurückkommt? Oder hat man ihn gefaßt?« wurde Brian gefragt.
»Nein, gefaßt nicht. Glaube ich nicht. Ich habe jedenfalls nichts davon gehört.«
»Dann würde ich mich vorsehen.«
»Mach doch unseren Nachbarn nicht verrückt, Gladys. Der Killer wollte doch nichts von ihm, sondern was von den Kunden des Pfandhauses. Oder sehe ich das falsch?«
»Das ist schon richtig, Ed.«
»Bitte.«
»So!« Denkford holte einen Geldschein aus der Tasche. »Ich muß nach Hause und mich duschen. Der Tag war einfach zu lang.«
Dafür hatte jeder Verständnis, obwohl bei manchen die Neugierde, mehr zu erfahren, noch größer war. Aber sie ließen ihn gehen und fragten nur, ob er morgen wiederkommen würde.
»Mal sehen.«
Denkford brauchte nicht weit zu fahren, um sein Haus zu erreichen. Es lag in einer schmalen Seitenstraße, die zwei andere Straßen bogenförmig verband.
Die Häuser gehörten alle zu den älteren. Sie standen dicht zusammen, wirkten uniform, doch einige jüngere Mieter hatten bereits damit begonnen, die Fassaden vom Efeu zu befreien und sie zu streichen. So sahen manche Häuser ziemlich bunt aus.
Wer noch auf war, der saß im Garten. Als Denkford seinen Wagen vor der Garagentür stoppte, hörte er die Stimmen der Nachbarn von den Gärten her.
Er öffnete das Tor, fuhr seinen Ford hinein und ärgerte sich wieder,

daß die Garage keinen Zugang zum Haus hatte. So mußte er wieder raus und das Tor schließen.

Er schaute zu, wie es nach unten glitt, und hörte dann die Schritte.

Die Ereignisse des Tages hatten ihn hektisch und mißtrauisch gemacht. Blitzschnell drehte er sich um.

Ein Nachbar kam auf ihn zu, der einen Hund an der Leine führte.

Es war ein prächtiger Collie, der Liebling der Kinder. »Hi, Brian, endlich Feierabend.«

»Ja.«

Der Nachbar blieb stehen. »Ich hörte im Radio und sah auch auf dem Bildschirm, daß bei euch die Hölle losgewesen sein muß. Stimmt das alles so?«

»Leider.«

Der Mann strich über sein Kinn und staunte. »Dann hast du ja richtig Glück gehabt.«

»Kann man wohl sagen.«

»Und jetzt?«

»Nichts, ich überlasse alles der Polizei. Die wird den Killer schon stellen.«

»Ja, man sprach davon, daß er geflüchtet ist.«

»Sicher.«

»Warum ist das passiert?«

»Ich weiß es nicht. Da wollte wohl jemand etwas in seinen Besitz bringen, ohne zu bezahlen.«

Der andere lachte. »Bezahlen ist gut. Der hat doch mit Blei gelöhnt.«

»So kann man es auch sagen.« Denkford reckte sich. »Nimm es mir nicht übel, Gus, aber ich bin müde, einfach kaputt. So ein Tag bleibt in den Knochen stecken.«

»Klar doch, verstehe ich, nur…« Plötzlich fing der Hund an zu knurren. Gleichzeitig zerrte er an der Leine, um sich zu befreien. So kannte man den Collie nicht, und Denkford trat einen Schritt zurück, als der Hund ihn ebenfalls anknurrte.

»So kenne ich ihn nicht.«

Gus hielt die Leine jetzt mit beiden Händen fest. »Ich auch nicht. Was ist denn los?«

»Der hat etwas gewittert.«

»Den Weg gehen wir jeden Abend. Noch nie hat er sich derart ungewöhnlich benommen. Komisch.«

»Finde ich auch.«

Gus mußte an der Leine zerren, um den Hund zurückzuhalten, der aufjaulte und verschwinden wollte. »Ich wollte sowieso gehen, Brian. Wir hören später voneinander.«

»Ist gut.« Denkford schaute dem Nachbar hinterher. Auch er war beunruhigt. Dieser Collie, ansonsten ein sehr liebes Tier, hatte sich

von einer Seite gezeigt, die ihm mehr als suspekt war.

Noch betrat er das Haus nicht. Auf der schmalen, gepflasterten Garageneinfahrt blieb er stehen, drehte sich dabei, um seine Blicke rechts und links über die Gehsteige gleiten zu lassen.

Da war nichts zu sehen…

Er räusperte sich. Es konnte sein, daß sich der Hund getäuscht hatte, doch so recht wollte er es nicht glauben.

Die Schritte des Nachbarn waren längst verklungen. Denkford fiel jetzt die Stille auf.

Sie war eigentlich typisch für gewisse Sommernächte, wenn der Verkehrslärm verstummt war und auch die Vögel ihr Singen eingestellt hatten. Selbst die in den Gärten sitzenden Nachbarn unterhielten sich nur sehr leise, wenn überhaupt.

Komisch…

Brian Denkford konnte nicht verhindern, daß ein kalter Schauer über seinen Rücken kroch. Was er in dieser Nacht erlebte, stufte er als sehr ungewöhnlich ein. Das geschah normalerweise nicht. Irgend etwas hatte sich verändert.

Denkfords Haus stand dicht vor dem Scheitelpunkt der Kurve. Er konnte nicht weit in sie hineinschauen. Die Außenleuchten bildeten helle Lichtflecke in der grauen Dunkelheit. Manchmal schimmerte das Pflaster, als hätte man es gestrichen.

»Komisch«, murmelte er, drehte sich um, weil er endlich ins Haus gehen wollte – und blieb stehen, wie von einem Faustschlag getroffen.

Da standen sie!

Zwei Männer. Kleiner als er, viel kleiner sogar. Ihre Körper wirkten kompakt, eckig, und sie hätten eigentlich lächerlich wirken müssen, denn ihnen fehlten die Hälse. Statt dessen wuchsen die blanken Kugelköpfe mit den hellen Augen und den dunklen Blutnarben auf Stirnen und Schädeln auf den Schultern.

Wie gesagt, lächerlich, fast schon verkleidet. Aber Denkford dachte anders darüber.

Da war etwas, das die beiden Männer ausströmten und das auch ihn erfaßte.

Eine furchtbare Angst…

***

Ähnlich wie Denkford erging es auch seiner Sekretärin, Helen Taylor. Auch sie hatte einen verflucht harten Tag hinter sich, war erschöpft, und an Feierabend hatte sie erst gar nicht denken können.

Das dauerte seine Zeit, bis die Verhöre vorbei waren.

Sie lachte innerlich auf, als sie es endlich geschafft hatte, das Pfandhaus zu verlassen, in das sie nach dem Verhör noch einmal zurückgekehrt war, um sich frisch zu machen.

Es gab da eine kleine Dusche. Nach dem kalten Wassersegen fühlte sie sich besser.

Nach Hause wollte sie noch nicht. Mit der U-Bahn fuhr sie zwar in die Richtung, aber Helen brauchte jetzt eine gewisse Ablenkung. Die Ereignisse des vergangenen Tages ließen sich allein nicht bewältigen. Und wenn sie nur andere Menschen sah, in der Wohnung fühlte sie sich jedenfalls nicht wohl.

Noch immer trug sie den dunklen Pullover mit den aufgedruckten Sommerblumen und den gelben Rock. Ihr blondbraunes Haar hatte sie hochgesteckt, es glänzte an einigen Stellen, war stellenweise noch feucht von der Dusche.

Sie hatte einen Sitzplatz in der »tube« ergattern können und streckte die Beine aus.

Ihr schräg gegenüber hockte ein junger Mann, der sie unentwegt anstarrte, manchmal grinste und die Hände so bewegte, als wollte er sie jeden Moment um ihren Hals legen.

Dazu kam es nicht, denn der Knabe stieg an der nächsten Station aus. Vor der Scheibe grinste er noch einmal und zeigte ihr seine Zunge. Helen schüttelte nur den Kopf, dann fuhr der Zug an, und der junge Mann verschwand innerhalb einer Sekunde.

Über London hatte sich die Dämmerung gelegt. Ein weites, graues Tuch, den gesamten Himmel überspannend, doch Kühlung hatte sie leider nicht gebracht. Nach wie vor war es heiß und stickig, das Atmen bereitete Mühe, selbst draußen in den Straßenlokalen.

Helen entschied sich für ein kleines Bistro, das in einem Park gelegen war. An einem Stehtisch fand sie noch einen freien Platz, bestellte sich einen kalten Longdrink, lauschte den Gesprächen der anderen Gäste, ohne die Worte richtig zu hören, denn mit ihren Gedanken war sie ganz woanders.

Noch immer geisterte die Szene mit dem Koffer durch ihren Kopf und natürlich die Geiselnahme durch den Killer. Himmel, was hatte sie eine Angst ausgestanden. Sie war wie ein Hammerschlag in ihren Magen gefahren und hatte sie fast erdrückt.

So auch jetzt.

Plötzlich zitterte sie. Die anderen Gäste kamen ihr bedrohlich vor.

Helen merkte, daß sie das Bistro verlassen mußte, auf keinen Fall konnte sie länger bleiben.

Sie zahlte drinnen.

»Sie wollen schon gehen?« erkundigte sich der blonde Kellner und schaute sie bedauernd an.

»Ja, es wird Zeit.«

»Die Nacht ist noch lang.«

»Bestimmt. Vielleicht komme ich auch zurück.«

»Würde mich freuen.«

Helen lächelte knapp, nickte, ging. Schon fluchtartig verließ sie das Bistro. Unter den Bäumen blieb sie stehen, saugte den frischen Geruch der Blätter auf, schloß sekundenlang die Augen und dachte daran, daß sie allein war.

Ein Single, der eine Ehe hinter sich hatte. Im nächsten Jahr wurde sie dreißig, eine magische Zahl. Komisch, wie gern hätte sie sich jetzt an die Schulter eines Mannes gelehnt, um mit ihm die Probleme zu besprechen. Diese Gefühle zeigte sie tagsüber nicht, an manchen Abenden jedoch kamen sie ziemlich wuchtig.

Wie jetzt…

Okay, sie kannte einige Leute, war auch befreundet, aber nichts Festes. Mit denen konnte sie Spaß bekommen, nur mit Problemen mußte man ihnen vom Hals bleiben. Die anderen erzählten ja selbst nicht, wenn es ihnen schlecht ging. In diesen Kreiden hatte einfach eitel Sonnenschein zu herrschen, sonst war man out.

Bis zu ihrer Wohnung ging sie zu Fuß. Auf den Straßen war noch zuviel los, um einsam zu sein. Dennoch fühlte sie sich so. Allein auf weiter Flur.

Sie sah die Blicke nicht, die man ihr zuwarf, sie ignorierte auch die Anmachversuche, sie schlenderte dahin, gedankenversunken oder gedankenverloren.

Keinen Gedanken verschwendete sie an ihre Clique. Erst als sie vor dem Haus stand, überlegte Helen, ob sie richtig gehandelt hatte, in die leere Wohnung zurückzukehren.

Ja, sie wollte es!

Die Haustür klemmte wie immer. Mit müden Schritten ging sie die Treppe hoch. Im Flur staute sich die Luft, in ihrer Wohnung ebenfalls.

Zwei Zimmer und ein kleines Bad, mehr Platz benötigte sie nicht.

Der Schlafraum glich mehr einer Kammer. Ihn betrat sie zuerst und öffnete das Fenster.

Schaute sie hinaus, lag eine Etage tiefer ein schmaler Hinterhof, in dem einige Nachbarn an runden Sommertischen saßen und den herrlichen Abend feierten.

Helen überlegte, ob sie hinuntergehen und mitfeiern sollte. Nein, sie wäre heute keine gute Gesellschafterin gewesen, sie blieb allein, auch wenn es ihr schwerfiel.

Das Fenster kippte sie, damit kühlere Luft in den Raum strömen konnte. Licht hatte sie keines gemacht. Die Helligkeit hätte nur Mücken angezogen.

Sie ging in den Wohnraum. Er war etwas größer. Hinter einem Vorhang lag die Kochstelle. Als mehr konnte es nicht bezeichnet werden, denn eine Einbauküche war nicht vorhanden.

Aus dem Kühlschrank holte sie eine Flasche Wein, die sofort beschlug, als sie mit der Wärme in Berührung kam. Der Korken

krümelte beim Öffnen, brach noch ab, doch beim zweiten Versuch bekam sie die Flasche auf.

Der italienische Wein stammte aus der Toscana, war leicht und das richtige Getränk für einen lauen Sommerabend. Er stieg nicht so schnell ins Blut.

Ein Glas goß sie zur Hälfte voll. Mit der Flasche in der Hand und einem Kühler betrat sie den Wohnraum, stellte die Flasche in den Zylinder, öffnete das Fenster und ließ sich auf einen Sessel fallen.

Vom Hof her hörte sie die Stimmen und das Lachen der übrigen Hausbewohner. Helen blieb in ihrem alten Lieblingssessel sitzen, der vor kurzem einen neuen Stoff bekommen hatte, legte den Kopf zurück und schaute gegen die Decke. Das Glas hielt sie in der rechten Hand. Hin und wieder nahm sie einen kleinen Schluck.

Der Wein tat gut. Er besaß einen ganz leichten Mandelgeschmack, den sie so liebte. Sie trank in kleinen Schlucken, kaute die Flüssigkeit fast und hoffte darauf, sich entspannen zu können.

Das wollte ihr nicht gelingen. Die Stunden des vergangenen Tages hatten sie doch härter getroffen, als sie zugeben wollte. Die Erinnerung war einfach nicht wegzuwischen, auch nicht bei einem kühlen Wein.

Es fiel ihr schwer, aufzustehen und die Kleidung zu wechseln. Sie entschied sich für das weiße, weit geschnittene Hauskleid mit der langen Knopfreihe. Barfuß, wieder im Sessel sitzend und die Beine ausgestreckt, schenkte sie Wein nach und versuchte abermals, die Seele baumeln zu lassen.

Es gelang ihr nicht. Die innere Spannung blieb. Sie schaute einige Male zum Fenster. Als offenes Rechteck zeichnete es sich grau in der Mauerwand ab.

Dahinter lag die düster wirkende Dämmerung. Es war noch nicht ganz dunkel, lesen konnte man allerdings nicht mehr. Die Zeit zwischen Tag und Traum, eine kurze Spanne für romantisch veranlagte Menschen, in der der Nachtgesang der Vogelscharen allmählich verstummte und sich die gefiederten Freunde zur Ruhe begaben.

Wo kam der Schatten her?

Es traf Helen hart, denn damit hätte sie auf keinen Fall gerechnet.

Und er befand sich nicht in dem Zimmer, sondern schob sich draußen an der Hauswand hoch.

Wie die Figur aus einem Marionettentheater kam ihr der Fremde vor. Helen glaubte zu träumen. Sie hockte in ihrem Sessel, ohne auch nur den kleinen Finger rühren zu können. Was sie sah, war unwahrscheinlich.

Da schaute jemand in ihr Zimmer, der einen kugelrunden Kopf besaß. Zudem glänzte der Schädel wie ein fahler Mond am

Nachthimmel. Im Gegensatz dazu gaben die Augen ein kaltes Leuchten ab und vermittelten gleichzeitig so etwas wie eine Botschaft, die auch rüberkam. Helen wagte es nicht, sich zu rühren.

Bewegungslos hockte sie im Sessel, belauert, beobachtet und mußte miterleben, wie sich die Gestalt weiter in die Höhe schob. Sie bekam mit, daß der Fremde keinen Hals besaß, der Kopf sich direkt auf den Schultern befand.

So gesehen wirkte er fast lächerlich.

Nur hütete Helen sich, auch nur mit den Mundwinkeln zu zucken.

Was sich als unerklärliches Wesen an der Hauswand hochschob, war schlimm genug.

Sie wartete ab…

Sekunden verrannen, in denen nichts geschah. Per andere blieb, er füllte das Fenster fast völlig aus, dann kippte er nach vorn. Seine Beine bewegten sich ebenfalls. Das mußte er auch, sonst hätte er nicht in das Zimmer steigen können.

Er tat es mit einer Lautlosigkeit, die Helen erschreckte. Kälte rieselte über ihren Rücken, der Magen zog sich zusammen.

Der Kugelkopf betrat ihr Zimmer. Dabei schwenkte er den rechten Arm. Die Finger umklammerten einen Griff, und Helens Augen weiteten, sich vor Schreck, als sie den Gegenstand erkannte.

Es war ein Koffer!

Aber nicht irgendeiner, sondern der Koffer, der am Tage noch in der Asservatenkammer des Pfandhauses gestanden hatte und eigentlich hätte versteigert werden sollen.

Der Koffer mit seinem furchtbaren Inhalt…

Helen schauderte. Jetzt wäre Zeit zur Flucht gewesen, aber die Augen, die gefährlichen Blicke ließen sie einfach nicht los. Sie hatten die Kontrolle über Helen übernommen.

Wer war dieser Mensch, der so ganz anders aussah?

Sie dachte trotz ihrer Starre nach, erinnerte sich an Science-Fiction-Geschichten, die sie früher gelesen hatte. Dort waren manche fremden Besucher aus dem All ebenso beschrieben worden wie dieser Kugelkopf mit seinen ungewöhnlichen Sinnesorganen.

Er ging lautlos.

Geschickt umrundete er den Tisch, blieb an dessen linker Seite stehen und damit vor ihr.

Im Zimmer brannte kein Licht. Es war dämmrig, fast dunkel, aber der Schädel des anderen gab einen gewissen Glanz ab, den Helen als kalt empfand. Kalt und schlimm…

Sie schauten sich an.

Der Kugelkopf lächelte plötzlich. Es sah aus, als hätte man einen dünnen Strich noch einmal waagerecht gespalten. Ob das Lächeln ihr galt, war nicht festzustellen. Freude empfanden dabei weder sie noch

ihr unheimlicher Gast.

Er hob den rechten Arm. Der Koffer erschien groß und kantig in Helens Blickfeld. Sie hörte kaum einen Laut, als ihn der Kugelkopf auf dem Tisch abstellte.

»Du kennst ihn?« fragte er flüsternd.

Helen konnte nur nickten. Gleichzeitig rieb sie ihre feuchten Handflächen über den dünnen Kleiderstoff.

»Dann weißt du auch, daß er einen besonderen Inhalt besitzt. Du wirst ihn gesehen haben…«

Diesmal reagierte sie überhaupt nicht.

»Der Inhalt des Koffers ist etwas Besonderes, und auch du bist eine besondere Person.« Der Kugelkopf sprach mit einer ungewöhnlich metallisch klingenden Stimme, als säße tief in seiner Kehle ein elektrischer Verstärker.

Als er wieder keine Antwort bekam, kippte er den Koffer, so daß er mit dem Deckel nach oben liegenblieb. Er strich mit der gespreizten Hand über das Holz, als wollte er ihn liebkosen.

Helen sah seine Finger. Sie kamen ihr ungewöhnlich lang vor und ebenfalls weißlichgelb.

»Ich werde dir jetzt etwas sagen, und du wirst genau zuhören und jedes Wort behalten – klar?«

Sie nickte.

Der Kugelkopf beugte sich etwas vor. »Der Koffer bleibt hier!« wisperte er und setzte dann zu einer Erklärung an, die Helen erschreckte. Weit mehr noch erschrak sie über die Drohung, mit der ihr unheimlicher Besucher seinen Monolog beendete.

Dann verschwand er lautlos.

Zurück blieben der Koffer und eine Frau, deren Handlungen von der reinen Angst diktiert wurden…

***

Brian Denkford war unfähig, sich zu bewegen. Seine Beine waren fest mit dem Boden verankert oder zumindest bleischwer, jedenfalls bekam er die Füße nicht mehr in die Höhe.

War er allein?

Die Frage schoß ihm durch den Kopf. Im Prinzip nicht. Überall verteilt in den Gärten saßen die Menschen und feierten bis in die Nacht hinein, aber sie hockten hinter den Häusern und für Denkford meilenweit entfernt, wenn er es mit der Distanz verglich, die zwischen ihm und den beiden Kugelköpfen lag.

Was wollten sie von ihm?

Sie hatten noch kein Wort gesprochen. Er konnte sich gut vorstellen, daß sie ihn nicht aus reiner Freundschaft besucht hatten. Nein, diese Wesen waren einfach zu fremd, um menschlich zu sein, auch wenn sie

fast so wirkten.
Er dachte an die plötzliche Angst des Hundes. Der Collie mußte die Kugelköpfe gewittert haben und war vor Furcht weggelaufen.
Das hätte auch Denkford gern getan, er aber war nicht in der Lage und mußte statt dessen zusehen, wie sich die Kugelköpfe bewegten und langsam auf ihn zukamen.
Ihre Schritte wirkten gestelzt, die Körper gespannt, und sie erwischten Denkford mit ihren kalten, langen, spinnenartigen Fingern, die plötzlich durch sein Gesicht strichen wie kalte Bänder.
Er schüttelte sich, ein Teil des Sichtfeldes verschwand, denn die Kugelköpfe hatten ihn eingerahmt und ließen ihre Hände von zwei verschiedenen Seiten über die Wangen gleiten.
Denkford erlebte in den folgenden Sekunden eine furchtbare Angst. Er wurde zum Spielball der Kugelköpfe, die ihn herumdrehten, so daß er mit dem Gesicht auf das geschlossene Garagentor wies.
Die Hände berührten sein Gesicht längst nicht mehr, sie fuhren jetzt über seinen Körper und erinnerten ihn an sehr dünne Eisstangen. Auch der Stoff konnte die Kälte nicht zurückhalten.
Der Mann wurde den Eindruck nicht los, als würden sie ihm etwas rauben, das ihm allein gehörte und tief in seinem Innern steckte. Sie nahmen ihm die Seele, vielleicht das Blut, die Persönlichkeit, das gesamte Menschsein.
Er zitterte wie im Schüttelfrost. Auf einmal verschwamm das Tor vor seinen Augen. Die graue Fläche begann in Wellen zu fließen, als wollte sie dem Rechteck entweichen.
Er sackte noch tiefer, fiel auf die Knie, stützte sich mit den Händen ab, wobei er meinte, seine Ellbogen würden jeden Augenblick durchbrechen.
Doch er hielt sich.
Dann verließ ihn wirklich die Kraft. Er prallte auf das Gesicht, blieb liegen und hörte noch die leisen, schleifenden Schritte der Kugelköpfe, als diese sich entfernten.
Brian Denkford brauchte Zeit, um überhaupt zu wissen, was geschehen war. Er fand sich später – eine Uhrzeit war ihm nicht bekannt – auf dem Pflaster vor der Garage liegend wieder, ohne in der Lage zu sein, sich erheben zu können.
Dafür konnte er kriechen. Zentimeterweise bewegte er sich auf das Garagentor zu, als könnte es ihm eine Hilfe oder eine Stütze geben.
Wenn, dann wollte er sich daran in die Höhe ziehen.
Den Griff konnte er umfassen und wertete dies bereits als einen kleinen Erfolg.
Jetzt noch ein Stück höher, dann…
Er schaffte es nicht. Seine Hand rutschte vom Griff ab, glitt über die Fläche des Tors, und er sah den roten Streifen, den sein Zeigefinger

hinterlassen hatte.

Rot wie Blut…

Sein Denken setzte beinahe aus. Brian wußte nicht, was es zu bedeuten hatte, doch er bewegte seine Hand und schaffte es unter unsäglichen Mühen mit zittriger Schrift und Blut *Help me*! auf das Garagentor zu schreiben.

Dann brach Brian Denkford zusammen und rührte sich nicht mehr. Als verkrümmte Gestalt blieb er vor dem Garagentor liegen…

***

Viel geschlafen hatte ich nicht und war nach einigen Stunden schweißgebadet erwacht.

Meine Güte, so geschwitzt hatte ich selten im Bett. Ich setzte mich hin und fühlte mich, wie durch die Mangel gedreht. Mein Kreislauf spielte noch nicht richtig mit.

Auf der Bettkante blieb ich hocken und versuchte, mich an die vergangene Nacht zu erinnern. Es war nur mehr eine blasse Ahnung vorhanden, die verschwand und sich zum Wissen herauskristallisierte, als ich unter der Dusche stand, die kühlen Strahlen genoß, mir auch die Haare wusch, mich danach ankleidete und als Frühstück nur eine halbe Scheibe Brot sowie eine Tasse Kaffee zu mir nahm.

Inzwischen war es neun Uhr geworden und Zeit, ins Büro zu fahren. Mit Suko zusammen mußten wir die Fährte der Kugelköpfe aufnehmen, falls sie eine solche hinterlassen hatten.

Ich klingelte bei Suko, der mich aus ziemlich müden Augen anschaute. »Was ist?«

»Irgendwo fühle ich mich mies.«

»Da können wir uns die Hand reichen. – Werden wir alt, John?«

Ich griente schief. »Sagen wir älter, aber daran liegt es meiner Ansicht nach nicht. Ich denke da auch ans Wetter.«

»Was ist denn? Ich habe noch nicht nach draußen geschaut?«

»Es wird schwül und schwüler. Die Sonne leuchtete fahl, wir können uns auf ein Gewitter gefaßt machen.«

»Das soll ja manchmal gut sein.«

»Bestimmt.«

Suko ließ seinen BMW stehen. Um ins Büro zu fahren, verließen wir uns auf den Dienstrover, den ich lenkte. Ob BMW, Rover oder Lastwagen, der Londoner Verkehr schaffte es, daß jedes Auto steckenblieb.

Wir unterhielten uns über den Fall, und eine Lösung war keinem von uns während der letzten Stunden eingefallen. Noch immer konnten wir raten, woher der Kugelkopf wohl gekommen war.

»Den hat uns der Teufel geschickt«, meinte Suko.

»Das glaube ich nicht.«

»Weshalb nicht?«
»Der umgibt sich mit anderen Dämonen. Nein, diese Gestalten müssen woanders herstammen.«
»Sag mir den Ort.«
Ich lachte auf. »Wenn ich das wüßte, würde ich direkt hinfliegen. Leider sind wir nicht so schlau.«
»So ein Pech auch.«
Als wir im Büro eintrafen, empfing uns Glenda in lockerer, duftiger, weißer Sommerkleidung und mit einem Blick, der nichts Gutes verhieß. »Ich habe euch ja schlafen lassen«, sagte sie zur Begrüßung, »aber ihr solltet euch allmählich um den Job kümmern.«
»Wieso?« fragte ich. »Gibt es denn da etwas Neues? Und welchen Job meinst du?«
»Man hat zweimal für euch angerufen. Es gibt da einen Toten. Der Mann heißt Brian Denkford!«
»Was?« schrien Suko und ich zur gleichen Zeit.
»Ja, man will euch sprechen.«
»Wer?«
»Chiefinspektor Tanner.«
»O je. Hatte er Dienst?«
Glenda nickte. »Und jetzt macht er wohl Überstunden.«
»Okay«, entschied ich. »Wir fahren. Ruf du ihn an, daß wir schon unterwegs sind.«
»Du bist wohl selbst zu feige, wie?«
»So ähnlich.«
Wir stürmten aus dem Büro. »Denkford!« flüsterte ich. »Verdammt, weshalb er?«
»Keine Ahnung, John.«
Den Weg zu Tanners Dienstsitz kannten wir im Schlaf. Auch der Chiefinspektor war ein alter Freund von uns. Ein Haudegen, beißbärtig, brummig, doch für seine Mannschaft ging er durchs Feuer.
Er hatte sie nach Hause geschickt und wartete ungeduldig auf uns.
Trotz des schwülen Wetters hatte er nicht darauf verzichtet, ohne seinen Hut zu gehen. Er hockte hinter dem Schreibtisch, schaute böse und nickte nur.
»Endlich kommt ihr. Es wurde auch Zeit. Lange schlafen und…«
»Wir hatten eine harte und haarige Nacht«, verteidigte Suko uns.
»Ich weiß. So etwas spricht sich herum. Aber die hatte Denkford auch.« Sein Gesicht bekam noch mehr Falten, als er nachdachte.
»Wir haben den Toten untersucht.« Er sprach zunächst nicht weiter, sondern schaute uns scharf an. »Gibt es Vampire hier in London?«
»Wieso?«
»John, der Mann war blutleer. Als hätte ihn ein Vampir gebissen. Und er hat mit seinem eigenen Blut die Worte *Help me* an das

Garagentor geschrieben. Ein letzter Akt der Verzweiflung. Nur war niemand in der Nähe, der ihm helfen konnte.«

»Habt ihr die Leiche genau untersucht?« erkundigte sich der Inspektor.

»Klar.«

»Gab es Bißwunden am Hals?«

Chiefinspektor Tanner schleuderte einen Bleistift zurück auf den Schreibtisch, den er zuvor in der Hand gehalten hatte. »Nein, verflucht, die gab es nicht.«

»Also keine Vampire«, stellte Suko fest.

»Was meinst du, John?«

»Tja, Tanner, ich glaube auch nicht daran.«

»Obwohl ihr in der letzten Zeit diesen unheimlichen Ärger mit den Blutsaugern gehabt habt?«

»Ja.«

»Was ist es dann?«

Ich runzelte die Stirn. »Wenn ich das wüßte, wenn ich das nur wüßte.«

»Sind euch diese Blutsauger schon einmal über den Weg gelaufen? Wißt ihr, wie sie aussehen?«

»Ja«, sagte Suko und schaute Tanner so intensiv an, daß dieser sich halb beleidigt fühlte. »He, doch nicht so wie ich.«

»Na ja, nicht ganz«, grinste Suko.

»Scherz beiseite, Leute. Worauf müssen wir achten?«

»Auf Kugelköpfe«, sagte Suko.

»Ha, ha.« Er schüttelte den Kopf. »Auf was, bitte sollen wir achtgeben? Auf Kugelköpfe?«

Suko beschrieb ihm das Wesen, und Tanner atmete stöhnend und schnaufend wie ein Walroß. »Das kann doch nicht stimmen, das ist verrückt, ist das. Wenn mir das ein anderer gesagt hätte, meine Güte, ich wäre vom Hocker gefallen.« Er schob den Filz weiter in den Nacken. »Kugelköpfe. Menschen mit Modeköpfen, das soll mir mal einer erzählen. Das ist schon.«

»Jedenfalls sind sie da!« Tanner faßte sofort nach. »Und sie saugen auch den Menschen das Blut aus den Adern – wie Vampire.«

»Wir nehmen es an. Jedenfalls haben wir Menschen erlebt, die sich auf furchtbare Art und Weise veränderten. Ihre Haut zog sich zusammen, sie wurde puddingartig. Man konnte sie abziehen wie nasse Pappe«, erklärte ich.

»Bei dem Toten?«

»Nein, bei einem lebenden Menschen.«

Tanner bekam einen starren Blick. »Ich werde nicht mehr, ich begreife nichts mehr. Einmal tot, dann lebend. Freunde, wo kommen wir zusammen?«

Ich berichtete von unseren Erfahrungen. Tanner mußte zwischendurch viel Luft holen, so geschockt war er. Fassen konnte er es trotzdem nicht. Obwohl er mittlerweile wußte, daß es unerklärliche Dinge zwischen Himmel und Erde gab, nahm er es hin, aber begreifen oder fassen konnte er es nicht.

»Dann müßt ihr die Kugelköpfe suchen.«

»Richtig«, sagte Suko. »Und auch den Koffer, der enthält ebenfalls ein Geheimnis.«

»Das Ding aus dem Koffer«, murmelte Tanner. »Hat damit nicht alles begonnen?«

»Ja.«

Er räusperte sich. »Einen Koffer in London zu finden, stelle ich mir besonders toll vor. Viel Spaß bei der Suche. Jedenfalls habe ich meine Pflicht getan.«

Wir stimmten ihm zu.

»Wollt ihr noch einmal die Leiche sehen?«

Das war nicht nötig. Es hätte zudem nur Zeit gekostet. So verabschiedeten wir uns von Tanner und wünschten ihm noch einen guten Tag.

»Ihr seid vielleicht Komiker. Ich muß mit meiner Frau weg, dann hoffe ich, mich hinlegen zu können, und anschließend beginnt wieder die Nachtschicht.«

»Grüß deine bessere Hälfte.«

»Mach' ich.«

Wieder im Wagen, griff ich zum Hörer und tippte Glendas Nummer. Sie meldete sich sofort.

»Ah, gut daß du anrufst, John. Hier hat jemand nach dir gefragt. Die Person rief bereits einige Male an.«

»Wer ist es denn?«

»Eine Frau. Ihre Stimme klang relativ jung. Die Dame heißt Helen Taylor.«

Ich wiederholte den Namen einige Male und dachte darüber nach, wo er mir untergekommen war. Gehört hatte ich ihn schon.

Suko wußte es besser. »Das war Denkfords Assistentin.«

»Stimmt.«

»Ihr sollt hinfahren«, hörte ich Glendas Stimme aus dem Hörer.

»So schnell wie möglich.«

»Hat sie gesagt, was sie will?«

»Nein.«

»Danke, Glenda, jetzt benötige ich nur noch die Adresse, dann ist alles klar.«

Die bekam ich.

Suko hämmerte die Beifahrertür auf. »Gib Gas, Alter, ich habe das Gefühl, daß uns Helen etwas zu sagen hat.«

»Falls sie dazu noch in der Lage sein wird.«
»Du meinst, sie ist…?« Er ließ den Rest des Satzes unausgesprochen.
»Rechnen müssen wir mit allem…«

***

Hatte sie geschlafen?

Obwohl die Nacht längst vorbei war, konnte sich Helen Taylor daran nicht mehr erinnern. Seit der Kugelkopf den Koffer zurückgelassen hatte, war sowieso alles anders geworden. Sie kam sich vor, als hätte man ihr Leben auf den Kopf gestellt.

Der Rest der Nacht war vergangen, ohne daß sie hätte nachvollziehen können, wie es geschehen war.

Vorbei, aus, weg…

Aber sie lebte, und der Koffer war noch immer vorhanden. Helen frühstückte in der kleinen Küche. Sie kochte das Morgenei, auch den Kaffee, sie tat eigentlich nichts anderes als sonst, und trotzdem hatte sich viel verändert.

Etwas stimmte mit ihrem Gehirn nicht. Das Gedächtnis hatte stark nachgelassen.

Hin und wieder kam es ihr vor, als würde die Erinnerung aus einer Tiefe hochgespült, doch einen Moment später hatte sie wieder alles vergessen und wußte kaum, wo sie sich befand.

Am Wetter lag es nicht, auch wenn die Luft draußen widerlich schwül war und drückte.

Der Grund war der Koffer!

An ihn konnte sie denken, an ihn mußte sie auch denken. Der Koffer war das Utensil in ihrer Wohnung, das alles beherrschte. Verändert hatte er sich nicht, er war auf dem Tisch stehengeblieben, aber von ihm ging etwas aus, dem Helen nicht entfliehen konnte. Außerdem wollte sie es nicht. Der Koffer gehörte einfach zu ihr.

Sie trank den Kaffee. In der Küche hing ein Spiegel, in den sie einen Blick warf.

Das eigene Gesicht gefiel ihr nicht. Die Haut war grau geworden, unter den Augen lagen Ringe. Sie sah aus wie eine Frau, die schlecht oder gar nicht geschlafen hatte.

Dabei hatte sie doch geschlafen, regelrecht weggesackt war sie, hineingetaucht in das Vergessen, doch etwas wurde wieder an die Oberfläche gespült.

Sie erinnerte sich sofort nach dem Verlassen der Küche. Da war ihr Blick auf den Koffer gefallen.

In ihrem Gehirn klackte ein Relais. Alles stand wieder vor ihrem geistigen Auge, besonders die Szene, als der Kugelkopf sie besucht und ihr den Koffer gebracht hatte.

Er hatte mit ihr gesprochen, ihr einen Auftrag erteilt, den sie

durchführen mußte. Nie hätte sie daran gedacht, sich dagegen zu sträuben, nein, der Auftrag mußte erledigt werden.

Einen Mann anrufen. Sinclair, John Sinclair. Sie kannte ihn. Er war auch im Pfandhaus gewesen, wo er diesen Killer gejagt hatte. Daß er Polizist war, störte sie nicht.

Es hob jemand ab. Allerdings meldete sich die Person mit einer Frauenstimme und erklärte Helen, daß sich John Sinclair noch nicht im Büro befand und sie auch nicht wisse, wann er zurückkehrte.

»Ich rufe später noch einmal an!« erklärte Helen, bevor sie den Hörer hastig auflegte.

Dumm, das war dumm.

Sie blieb in der Wohnung, betrat ihr Schlafzimmer, richtete das Bett, wollte lüften, doch es drang keine frische Luft in den Raum.

Bereits am Vormittag lag die Schwüle wie Blei über der Stadt und hatte auch den Hinterhof nicht verschont.

Die schlechte Luft waberte in den fahldunstigen Sonnenstrahlen, die in den Hof führten. Auch der Lärm wirkte anders als sonst. Viel gedämpfter, bedrückender.

Ein Gewitter lag in der Luft. Nach dieser langen Hitzewelle mußte es mal knallen.

Nachdem sie die Decke glatt gezogen hatte, ging sie zurück in den größeren Raum.

Da stand der Koffer.

Angestrahlt durch das helle Sonnenlicht. Es fiel genau in den viereckigen Fenster ausschnitt.

Sie ging hin. Eigentlich hatte Helen es nicht gewollt, etwas trieb sie dazu.

Dicht vor dem Koffer blieb sie stehen und dachte daran, welch eine Furcht sie vor ihm bei der ersten Begegnung gehabt hatte. Da war der Deckel von selbst in die Höhe geklappt, und eine Hand hatte sich aus dem Spalt geschoben.

Eine Hand weich wie Teig, dennoch kräftig und durchaus angsteinflößend. Jetzt merkte sie davon nichts. Vielleicht ein wenig Neugierde. Wie auch der Kugelkopf, so streichelte sie ebenfalls den Deckel, als könnte sie durch das Holz etwas von dem Inhalt ertasten.

Zu fühlen gab es nichts, der Deckel war einfach zu dick.

Sie drehte sich um, betrat das Bad, ließ kaltes Wasser in ihr Gesicht laufen und erinnerte sich dabei wieder an ihren Auftrag. Sinclair anrufen und ihn herbestellen.

Helen Taylor lächelte, als sie den Hörer nahm und wählte. Wieder vernahm sie die Frauenstimme, und abermals war dieser Sinclair nicht in seinem Büro.

Die Sekretärin gab ihr allerdings das Versprechen, Sinclair Bescheid zu sagen, und Helen hinterließ die Adresse. Sie konnte sich darauf

einrichten, daß der Besucher gegen Mittag erschien.

»Ja, dann warte ich.« Lächelnd hatte sie die Verbindung unterbrochen. Jetzt konnte eigentlich nichts mehr schiefgehen. Sie drehte sich um, sah wieder den Koffer – und saugte scharf die Luft ein.

Er stand zwar auf dem gleichen Platz, aber nicht mehr ruhig. Der Deckel bewegte sich.

Genau wie gestern in der Asservatenkammer. Da war dann die Hand erschienen. Würde das auch jetzt passieren, oder hatte der Inhalt des Koffers etwa gewechselt?

Die Frau fieberte dem Augenblick entgegen, sehen zu können, was dort hervorkam. Daß sich der Deckel wie von allein öffnete, mußte einen Grund haben.

Sie lauschte dem leisen Knarren nach, das den immer höher steigenden Deckel als Geräusch begleitete. Auf ihren Handflächen lag der Schweiß wie glatte Seife.

»Komm schon!« flüsterte sie. »Komm…«

Und sie kam.

Die Hand fuhr sehr langsam hervor. Vier Finger, ein Daumen, wie bei einer menschlichen Hand. Nur sah diese hier anders aus. Sie besaß noch immer die bleiche, weißgelbe Leichenfarbe, dabei auch ziemlich dicke Finger, zu vergleichen mit einem in die Länge gezogenen Stück Teig. Eigentlich eine widerliche Klaue, und trotzdem kam sie der Frau vor, als wäre sie zum Gruß ausgestreckt worden.

Helens rechte Hand zuckte. Sie bewegte die Finger, machte eine Faust, öffnete sie wieder, schaute auf die andere Hand. Winkte sie ihr zu? Wollte sie angefaßt werden.

Der Besuch des Kugelkopfs hatte bei der jungen Frau innerlich einiges verändert. Sie hatte eine mentale Drehung begangen, denn die Angst vor der Klaue war der Neugierde gewichen.

Zufassen?

Wollte es die Klaue? Sollte Helen diejenige sein, die das Ding aus dem Koffer befreite?

Den rechten Arm hob sie leicht an und merkte auch, daß er zitterte. So ruhig, wie sie eigentlich hätte sein sollen, war sie trotz allem nicht. Aber sie tat es.

Die andere Klaue hatte sich etwas gedreht, so daß Helen richtig zufassen konnte.

Dann patschten die beiden Hände zusammen und hielten sich fest.

Helen Taylor rührte sich nicht. Sie stand wie angeleimt auf der Stelle, verbunden mit der Klaue, die im Vergleich zu ihrer Hand und auch dem eigenen nachfolgenden Arm ungewöhnlich breit war.

Das Handgelenk erinnerte sie an helles Gummi.

Helen Taylor zog…

Es hatte sie Überwindung gekostet. Sie wollte auch nichts zerstören

und ging demnach sehr behutsam zu Werke. Ihre Kraft setzte sie dosiert ein, als sie die Hand nach hinten zerrte und sah, daß sich auch der untere Arm bewegte und dabei gummiartig in die Länge gezogen wurde. Gleichzeitig bewegte sich der Deckel weiter in die Höhe. Der Spalt vergrößerte sich auf das Doppelte, so daß Helen die Chance bekam, in den Koffer zu schauen.

Sie rechnete damit, einen Körper zu sehen, doch was sie tatsächlich sah, erinnerte sie an einen dicken, gelblich-weißen Klumpen, wobei ihr wieder der Vergleich mit dem Teig in den Sinn kam.

Der Deckel bekam noch einmal Schwung und klappte so weit auf, daß er im rechten Winkel zum Unterteil stand.

Nichts ging mehr. Keiner konnte es schaffen, den Koffer weiter zu öffnen.

Über ihre Lippen huschte die Andeutung eines Lächelns. Ohne die Hand loszulassen, bewegte sie sich vorsichtig auf den Koffer zu und blieb erst stehen, als sie die Tischkante in Höhe ihrer Oberschenkel spürte. Von oben her besah sie sich das Ding aus dem Koffer sehr genau.

Das war dieser Klumpen, der etwas krakenartiges aufzuweisen hatte. Dick, aufgequollen, als wäre Luft in die Masse hineingeblasen worden. An verschiedenen Stellen sah sie auch so etwas wie kleine Tentakel, nicht länger als halbe Daumen.

Sie bewegten sich zitternd, als wollten sie die neue Umgebung wie Sensoren ertasten und alles in sich aufnehmen.

Was war dieser Gegenstand? Wo kam er her? Wer hatte ihn geschaffen und in den Koffer gesteckt? In welch einer Verbindung stand er mit dem unheimlichen Kugelkopf?

Das Ding jedenfalls lag frei, und es hatte einen Kontakt zu dem Menschen Helen Taylor geschaffen. Obwohl sich Helen noch wehrte, fand sie nicht die Kraft, ihre Hand aus der anderen zu lösen. Daß dieses Wesen lebte, wußte sie. In seinem Körper herrschte eine leichte Vibration, die sich auch ausbreitete, den Arm durchfuhr, anschließend die Hand und ihre Schwingungen übertrug.

Auch Helens Finger begannen zu zittern. In diesem unförmigen Klumpen schien ein Motor zu stecken, der von Sekunde zu Sekunde mehr Kraft bekam, so daß er es schaffte, das Ding aus dem Körper auch äußerlich zu verändern.

Was sich in den folgenden Minuten in der Wohnung abspielte, war ungeheuer.

Das Ding blähte sich auf.

Anders als ein Luftballon, bei dem die Haut immer dünner wurde.

Bei diesem Gegenstand blieb sie so dick, widerstandsfähig und gleichzeitig elastisch.

Innerhalb weniger Sekunden reichte es in seiner Höhe weit über den

Kofferraumrand hinaus und breitete sich so aus, daß es das gesamte Rechteck ausfüllte.

Noch immer hielt Helen die Hand fest. Sie stand da, schaute auf den gelben, wachsenden Gegenstand und erinnerte sich in den Tiefen des Gehirns an ein Märchen, das ihre Großmutter früher einmal erzählt hatte. Die Geschichte vom süßen Brei, die von einem armen Mädchen handelte, das einen Topf geschenkt bekam, der ständig Brei kochte, bis man einen bestimmten Satz rief. Dann erst hörte der Topf auf zu kochen.

Im Märchen hatte das Mädchen den Satz vergessen, und Helen kam sich so ähnlich vor wie diese Person, denn auch sie schaffte es nicht, das Wachstum zu stoppen.

Das Ding quoll über den Koffer hinweg. Es blähte sich ballonartig auf, wuchs dabei noch weiter, innerlich und äußerlich. Helen war gezwungen, zurückzuweichen. Sie konnte genau zwei Schritte gehen und auch den Arm in die entsprechende Länge ziehen, dann war Schluß, denn die Gegenkraft besaß einfach zuviel Stärke.

Helen blieb stehen.

Ihr Gesichtsausdruck hatte sich in den letzten Minuten verändert.

Die Gleichgültigkeit war daraus gewichen. Jetzt erfaßten sie erste Anzeichen von Panik, denn sie wußte genau, daß etwas Furchtbares geschehen konnte, wenn die Masse nicht zur Ruhe kam.

Dann war sie durch nichts zu stoppen, weder durch eine Tür noch durch Wände.

Sie quoll, sie wuchs, sie dehnte sich aus, und sie schluckte den ersten Gegenstand.

Es war der Koffer, aus dem die Masse gekrochen war. Bisher hatte er sie begleitet, nun war er völlig wertlos geworden und wurde regelrecht vertilgt.

Helen konnte zusehen, wie die Masse über den Holzkoffer hinwegwalzte und ihn schmatzend verschlang. Er löste sich möglicherweise auf, das war nicht genau zu erkennen, weil die Masse einfach eine zu große Dichte aufwies und nicht durchlässig war.

Und weiter ging es. Es gab keinen Stopp mehr. Nichts konnte das unheimliche Geschehen noch aufhalten. Der magische Teig wallte vor Helen Taylor wie eine wabernde Wand in die Höhe. Schon jetzt nahm er ihr den Blick auf das Fenster.

Was dies wiederum bedeutete, lag auf der Hand. Wenn sich die Masse noch weiter ausdehnte, würde sie nach dem Koffer das nächste Opfer sein. Eine grauenhafte Vorstellung, mit der sie sich abzufinden hatte, es aber nicht wollte und nun von sich aus versuchte, gegen den Schrecken anzukämpfen. Sie zerrte noch einmal an der Klaue und stemmte dabei ihre Hacken in den Boden.

Nein, gegen den Teppich, was ein Fehler war, denn sie hatte nicht

damit gerechnet, daß sie rutschen würde. Erst als sie nach hinten kippte, wurde es ihr bewußt, nur berührte sie nicht den Boden, die Kraft der Klaue hielt sie in einer Schräglage fest.

Trotz der schlimmen Situation kam ihr diese Lage lächerlich vor.

Sie war zurückgedrückt, konnte sich nicht wehren und bekam dafür den Druck mit, der sich zu einem starken Zug erweiterte und dafür sorgte, daß sie wieder nach vorn kippte und stand.

Helens Gesicht verzerrte sich, denn sie wußte, was folgen würde.

Der Druck hatte nicht nachgelassen, er zerrte und zog sie weiter vor, und die verfluchte Masse wuchs weiter. Klein wirkte die Klaue, die sie festhielt. Eisern und trotzdem weich umklammerte sie Helens Hand, die keine Chance mehr sah, sich zu befreien.

Dann schrie sie um Hilfe. Der Schall wurde von der Wand regelrecht aufgesaugt, so daß ihr Rufen draußen kaum noch zu hören war.

Was das Ding aus dem Koffer auch tat, es machte alles perfekt.

Selbst die Schreie schluckte es, die verstummten, als Helen Taylor zum erstenmal mit dem Gesicht die widerliche Masse berührten.

Weich und gleichzeitig kalt umschlang sie ihre Haut. Sie wollte den Kopf zurückdrücken, was ihr nicht mehr gelang. Nur noch um eine Idee konnte sie ihn zur Seite drehen und noch einmal saugend Luft holen.

Dann packte die Masse zu.

Es war furchtbar. Sie umschlang den Körper der Frau und zog ihn gleichzeitig in den Teig.

Kopf, Hals und Schultern waren zuerst verschwunden. Danach folgte der Rest des Körpers.

Innerhalb der nächsten Sekunden schaffte die unheimliche Masse es, die Frau zu verschlingen.

Wo sie hineingeholt worden war, blieb als Erinnerung eine Ausbuchtung oder Beule zurück.

Und das Ding wuchs weiter…

***

Natürlich waren Suko und ich gespannt darauf, was Helen Taylor von uns wollte. Wir konnten eigentlich davon ausgehen, daß sie auf irgendeine Art und Weise Kontakt mit den Kugelköpfen gehabt hatte. Wenn es stimmte, war das verdammt gefährlich, das konnte leicht ins Auge gehen und Helen in Lebensgefahr bringen.

London war dicht. Die Abgase zogen über den Fahrbahnen dahin und schienen an den Hauswänden festzukleben. Die Luft drückte wie wahnsinnig. Noch war kein Wind aufgekommen, das würde erst kurz vor dem erlösenden Gewitter passieren.

Auch die Gesichter der Menschen wirkten nicht mehr so sommerlich fröhlich, wie sie es in den vergangenen Tagen gewesen waren.

Eher verbissen, wütend und irgendwie abgekämpft.
Man litt, man schwitzte, wobei es uns im Rover auch nicht anders erging. Der Wagen hatte sich aufgeheizt und schien durch unseren Schweiß sogar feucht geworden zu sein.
Wir mußten uns durch enge Straßen quälen, wo die Leute mit den Parkkrallen ständig unterwegs waren, um die falsch geparkten Autos zu packen.
»Demnächst fahre ich mit dem Rad«, stöhnte Suko.
»Aber auf dem Gehsteig.«
»Wieso?«
»Ich meine nur. Da kommst du besser voran.«
Die Gegend, in die wir mußten, gehörte zu einem Viertel, wo alte Wohnhäuser standen, in die man nach dem Krieg einige Mietblocks eingeflickt hatte.
Graue Betonbauten, die andere fast zu erdrücken schienen. Kleine Geschäfte, Kneipen, das alles rollte an uns vorbei. Jemand kippte Wasser über seine Fensterblumen im ersten Stock. Darunter stehende Kinder freuten sich über die herabfallenden Tropfen.
Ich mußte langsam fahren. Zwei Radfahrer überquerten die Straße, ohne sich um den Verkehr zu kümmern. Suko schaute nach links. »Hier muß das Haus irgendwo sein.«
»Toll. Kannst du mir auch einen Parkplatz besorgen?«
»Laß den Rover einfach stehen. Ich möchte mal sehen, wie er mit Parkkralle aussieht.«
Parkkrallen bestanden aus Metall und starken Federn, die einen Hinterreifen unweigerlich festhielten. Das zugehörige Schloß konnte nur mit einem Spezialschlüssel gelöst werden, den aber besaßen die Kontrolleure. Eine Chance auf einen freien Platz bekamen wir nicht.
Ich stellte den Rover am Ende der Straße auf einem Mittelstreifen ab, der wie eine Insel die Fahrbahn teilte.
Als wir ausstiegen, konnte ich mir ein Grinsen nicht verkneifen, denn den Mann mit der Parkkralle entdeckte ich, auch wenn er unschuldig an einem Baum lehnte.
Ich ging zu ihm, er tat harmlos, und ich sprach ihn leise an. »Sollten Sie meinen Wagen gekrallt haben, wenn ich zurückkehre, werden Sie gekrallt, Meister.«
»Wieso?«
Ich zeigte auf den Rover. »Das ist er.«
»Da dürfen Sie nicht stehen!«
»Weiß ich, Meister.« Er war noch sehr jung und hatte ein blasses Gesicht, allerdings Jagdfieber in den Augen. Vielleicht bekam er sogar eine Parkkrallen-Prämie.
»Dann stellen Sie ihn weg.«
»Nein, erst wenn wir unseren Einsatz beendet haben.« Ich zeigte ihm

meinen Ausweis.
»Ach so…«
»Klar, Meister?«
»Ja.«
Ich tätschelte seine Wange. »Und gib schön auf meinen Rover acht, damit nicht noch ein parkkrallengeiler Kollege kommt und zuschnappt. Alles klar, Meister?«
»Sicher.«
Ich ging und ärgerte mich selbst über mein Benehmen. Es mochte am Wetter gelegen haben, das uns allen in den Knochen steckte und die Gefühle sowie Reaktionen der Menschen beeinflußte.
»Hast dich aber lange mit dem Bubi unterhalten«, meinte Suko, als ich bei ihm stand.
Ich winkte ab. »Vergiß es.«
»Sauer?«
»Ja, verflucht!« Ich hielt mein Gesicht gegen die Sonne. Durch den Dunst schickte sie heiße Strahlen. Sie brannten in meinem Gesicht, als wollten sie es rösten.
Wir tauchten in die Schlucht zwischen den Hausfronten. Der Geruch von Autoabgasen vermischte sich mit den Gerüchen, die aus den offenen Fenstern strömten.
In den kleinen Geschäften gab es alles zu kaufen, was man brauchte. Die Straße hier lebte, sie zeigte eine Vielfalt, die sich zudem nicht nur auf eine Rasse beschränkte.
Vor dem schmalbrüstigen Haus blieben wir stehen. Vier Stockwerke stach es in die Höhe. Helen wohnte im ersten, das lasen wir vom Klingelschild ab.
Das Gebäude machte einen gepflegten Eindruck und war an der Fassade einige Male renoviert worden. Im Erdgeschoß verteilten sich zwei große Fenster auf verschiedenen Seiten. Dazwischen lag die Tür, die Suko als erster aufstieß.
Wir gingen hintereinander auf drei Frauen zu, die am Beginn einer Treppe standen, nach oben schielten und ihre Köpfe drehten, als sie uns hörten und sahen.
Gespannt, auch mißtrauisch schauten sie uns entgegen. Wir waren Fremde. Die Frauen trugen Einkaufstaschen. Sie waren durchweg älter. Eine stammte aus einem islamischen Staat. Sie hatte um ihren Kopf ein Tuch gebunden.
Wir nickten ihnen freundlich zu und erkundigten uns, ob sie uns bitte durchlassen wollten.
Zögernd nur traten sie zur Seite. »Wo wollen Sie denn hin?« wurden wir angesprochen.
»Zu Helen Taylor.«
»Oh…«

»Ist was mit ihr?«

Die Sprecherin schaute mich durch ihre Brillengläser erschreckt an. »Ich weiß nicht, aber es kann sein, daß aus Miß Taylors Wohnung die komischen Geräusche gedrungen sind, die wir hier unabhängig voneinander gehört haben.«

Nach diesen Worten nickten die beiden anderen Frauen bestätigend. Suko, der schon hatte weitergehen wollen, blieb auf der Hälfte der Treppe stehen und schaute zurück.

»Welche Geräusche – bitte?«

Die Sprecherin hob die Schultern. »Na ja, eben die komischen, wenn Sie verstehen, Mister. So ein Knacken und Brechen, als würde da oben etwas zerstört werden.«

»Wir schauen nach.«

»Dürfen Sie das denn?«

Ich zeigte ihr meinen Ausweis. Sie nickte und lächelte. »Polizei, das ist gut.«

»Meine ich auch. Noch eine Frage, was die Geräusche und auch Miß Taylor angeht. Manchmal sieht man mehr, ob man will oder nicht. Wissen Sie denn, ob Miß Taylor Besuch hatte?«

»Nein, die ist allein. Wir haben jedenfalls keinen gesehen, der zu ihr ging. Sie ist auch nicht zur Arbeit gegangen.«

Die zwei anderen Frauen nickten nur.

»Eine Erklärung haben Sie auch nicht für die komischen Laute, wie ich meine?«

»Überhaupt nicht, Sir. Die waren nur so komisch. Wir können sie nicht erklären.«

»Danke sehr.« Ich nickte den drei Bewohnerinnen zu. »Wir werden uns darum kümmern.«

»Sagen Sie uns dann Bescheid?«

»Klar, Madam. Sie müssen als Bewohnerin schließlich informiert darüber sein.«

Wir mußten zwei Absätze hochsteigen, um die Wohnung der Helen Taylor zu erreichen. Vor der stabil aussehenden Tür blieben wir stehen. In unserem Rücken befand sich der Eingang zur Nachbarwohnung.

»Klingeln?« fragte Suko.

»Sicher. Wenn die Tanten die Geräusche gehört haben, ist sie auch zu Hause.«

Suko übernahm das. Ich schaute mich um. Unten standen die Frauen noch und warteten. Über uns zeigte die Decke einen grünlichgelben Anstrich. Von den alten Fußleisten war die Farbe abgeblättert. Es gab keinen ersichtlichen Grund für meine innere Unruhe, bisher war alles glatt gelaufen, aber ich fühlte mich nicht sehr wohl.

Auf Sukos Klingeln erfolgte keine Reaktion, was nicht gerade dazu

beitrug, daß meine Unruhe sich verminderte.

»Da ist etwas faul, John. Ich glaube, wir sollten es anders versuchen.« Er holte sein kleines Besteck hervor. Es war ein Spezialwerkzeug, nur für Polizisten bestimmt. Damit bekam man jedes normale Schloß auf. Die Öffner bestanden aus einem Material, das sich seiner Umgebung hervorragend anpaßte und sehr schnell irgendwelche Schlösser ausfüllte, wobei es auch nicht zu weich war.

Mein Freund probierte es. Er besaß für eine derartige Arbeit sehr sensible Finger.

Ich hatte auf die Uhr geschaut. Nach nicht einmal vierzehn Sekunden war die Tür offen.

»Okay«, sagte mein Partner und hielt die Klinke noch fest. »Willst du zuerst?«

»Nein, nein, geh mal.«

Der Inspektor lächelte knapp. Dabei drückte er die Tür nach innen, die keinen Widerstand fand und sich normal öffnen ließ. Wir betraten einen Vorraum, vergleichbar mit einer viereckigen, weil fensterlos, düsteren Diele.

Die Frauen hatten von gewissen Geräuschen gesprochen, die sogar in anderen Wohnungen zu hören gewesen waren.

Wir vernahmen nichts.

Wenig später dachten wir anders darüber, da hörten wir es ebenfalls. Das dumpfe Poltern und Knacken war hinter einer Tür zu vernehmen, die uns schräg gegenüberlag. Es hörte sich an, als wäre jemand dabei, einige Möbelstücke zu verrücken.

Bevor einer von uns einen Kommentar abgeben konnte, entdeckten wir die Bewegung der Tür.

Sie war geschlossen, doch etwas drückte von innen dagegen, so daß sich das Holz vorbeugte. Es bekam eine regelrechte Ausbuchtung und stand dicht davor, endgültig zu reißen oder zu zersplittern.

»Verflixt, was ist das denn?« flüsterte Suko. Er trat sicherheitshalber einen Schritt zurück. Ihm war ebensowenig wohl zumute wie mir. Die Tür ließen wir nicht mehr aus den Augen und bekamen auch mit, daß der Druck sich verstärkte. Es war nur mehr eine Frage der Zeit, wann er die Tür zerstören würde.

Dann kam sie. Auf uns wirkte es so, als würde sie aus dem Rechteck hervorschweben. Sie beulte sich noch stärker aus, dann riß das Holz mit häßlichen Geräuschen. Ein lautes Knacken, ein Splittern, Teile flogen uns entgegen, wenn sie sich peitschend aus dem eigentlichen Verbund gelöst hatten.

Suko und ich duckten uns. Wir sprangen dabei zurück. Daß wir von einigen Stücken erwischt wurden, ließ sich nicht vermeiden, war auch nicht weiter tragisch. Viel schlimmer war das, was wir in dem Raum zu sehen bekamen.

Zuerst wollten wir unseren Augen nicht trauen. Was sich da zeigte, war unfaßbar. Der gesamte Raum mußte von dieser widerlichen, dicken, teigiggelben Masse ausgefüllt sein. Vom Fußboden bis zur Decke reichte sie und auch von Wand zu Wand. Es gab keinen Flecken, keine Insel, die nicht von der Masse in Besitz genommen war.

Der Druck mußte ungeheuer sein, denn die Tür hatte ihm nicht standhalten können.

Als große, gewaltige Woge quoll uns die Masse entgegen. Ein Lebewesen möglicherweise, das sich in seinem Innern bewegte.

Es mußten die Gegenstände sein, die einmal das Mobiliar gebildet hatten und die nun von der Masse verschluckt worden waren. Sie war nicht ruhig, sie bewegte sich, sie wallte voran, doch in ihrem Innern waren gewisse Kräfte am Werk, die sie in Bewegung hielten und die sich dort befindlichen Gegenstände verteilten.

So rollte etwas innerhalb der Masse in unsere Richtung, das aussah wie ein Kasten.

Das glaubten wir beim ersten Sichtkontakt auch. Dann wurde mir die Wahrheit bewußt.

»Das ist der Koffer!« zischte ich.

Suko nickte. Auch er hatte ihn gesehen. Der Koffer, die Masse, wir konnten uns einiges zusammenreimen und kamen zu dem Ergebnis, daß das Ding aus dem Koffer gewachsen und zu dieser gewaltigen Gefahr degeneriert worden war.

Ob ich es wollte oder nicht, ich hatte feuchte Hände bekommen, denn ich dachte auch an die Person, die sich innerhalb der Wohnung befunden haben mußte.

Von Helen Taylor war nichts zu sehen. Das änderte sich, als die Masse sich weiter vorbewegte, sich abermals änderte, herumrollte, so daß sich die geschluckten Dinge verschoben. Da sahen wir einen kleinen Tisch – und die Gestalt.

Sie schwebte darin, war sogar ziemlich nach vorn gedrückt worden und gut zu sehen.

Ich hatte Helen Taylor im Pfandhaus kennengelernt und konnte mich deutlich an sie erinnern.

Schräg schwebte sie innerhalb dieses dämonischen Teigs. Sogar das Gesicht war zu sehen. Eine verzerrte Fratze, in der die Furcht auffiel und auch die weit geöffneten Augen.

Es war furchtbar. Helen hatte den rechten Arm vorgestreckt, die Hand dabei gespreizt, als hätte sie kurz vor ihrem Tod noch versucht, nach einem Rettungsbalken zu greifen, was ihr leider nicht gelungen war.

Sie rollte eingepackt in diesem Teig durch die Tür. Die Masse hatte wieder freie Bahn bekommen. Sie überschwemmte in kurzer Zeit den kleinen Flur und war zudem bereit, nach uns zu greifen.

Ich hatte die Beretta gezogen und zielte auf den Berg, aber Suko wollte es anders machen.

»Warte, John!« Er holte die Dämonenpeitsche hervor und schlug einmal einen Kreis.

Ja, die Idee war gut.

Drei Riemen rutschten hervor, aus Dämonenhaut gefertigt. Die Peitsche war eine Waffe, die viel zerstören konnte. Das hatte sie schon oft genug bewiesen.

Viel Zeit blieb uns nicht. Bei der nächsten Drehung würde sie unsere Beine erreicht haben und zupacken.

Ich öffnete sicherheitshalber die Wohnungstür, als Suko zuschlug.

Die drei Riemen fächerten auseinander. So war eine hohe Trefferquote garantiert.

Beide schauten wir zu, wie die Riemen in die Masse hineinglitten.

Zuerst berührten sie den Teig nur an der Oberfläche, dann schnitten sie hinein wie scharfe Messer und trennten einige dreieckig aussehende Kuchenstücke hervor.

An den Stellen erschien Dampf, begleitet von zischenden Geräuschen. Da konnten wir Glück haben, und Suko wollte es noch einmal versuchen, als der nächste Stoff heranrollte. So macht- und druckvoll, daß selbst das Mauerwerk neben der Tür nicht mehr standhalten konnte.

Ich sah, wie die Wand zitterte und wußte, daß sie im nächsten Augenblick zusammenbrechen würde.

Hart riß ich Suko zurück.

Wir hechteten zugleich durch die offene Wohnungstür in den kleinen Flur, wo wir beinahe noch die Treppe hinabgerollt wären, soviel Schwung hatten wir bekommen.

Wir fingen uns, als es in der Wohnung krachte. Diesmal war die Wand an der Reihe.

Der Druck »tötete« sie.

Sie stürzte ein, die schweren Brocken hämmerten gegen die Wohnungstür und zerstörten sie.

Auf dem Absatz blieben sie liegen.

Von unten her kamen die Frauen. Sie riefen durcheinander, waren blaß geworden, bekamen von uns keine Antworten auf ihre Fragen, denn Suko sagte nur: »Evakuieren?«

»Klar und Großalarm. Die Straße soll abgesperrt werden. Mach, es geht um Sekunden!«

Suko drehte sich auf der Stelle. Er flog förmlich die Treppe hinab, während ich mich auf die drittletzte Stufe stellte, die Arme ausbreitete und den Vorwärtsdrang der neugierigen Frauen stoppte. »Wer befindet sich außer Ihnen noch im Haus?« rief ich.

»Keiner!«

»Doch, die kleine Yüla!« rief die Frau mit dem Kopftuch. »Nachbarinnen von uns. Sie sind alle zur Arbeit. Yüla ist allein.«

»Wie alt ist sie?«

»Vier…«

»Und wo wohnt sie?«

Die Frau mit dem Kopftuch deutete in die Höhe. »Ganz oben, im letzten Stock…«

In meinem Hals setzte sich plötzlich ein dicker Kloß fest…

***

In der letzten Etage also!

Das hieß, ich mußte hoch und dann wieder nach unten laufen. In der Zwischenzeit konnte sich die verfluchte Masse über das gesamte Haus verteilt haben.

Für mich würde es Lebensgefahr geben, aber auch für das Kind.

Wenn ich keinen Versuch unternahm, Yüla zu retten, war das Mädchen verloren. Wie standen die Chancen?

Bisher hatten wir nicht gerade gut ausgesehen. Brian Denkford war tot, seine Sekretärin Helen Taylor hatte es ebenfalls erwischt.

Uns waren die Kugelköpfe und die fürchterliche Masse zuvorgekommen, die immer gewinnen würde.

Die Frauen starrten zu mir hoch. Sie rissen mich aus meiner Gedankenwelt wieder zurück in die Wirklichkeit. Diesmal brüllte ich sie an. »Raus, fliehen Sie! Verlassen Sie das Haus!«

In meine Worte hinein erklang wieder dieses Brechen und Knirschen, denn in der Wohnung war abermals etwas zerstört worden.

»Aber Yüla…«

»Die hole ich!« Ich fuchtelte ihnen entgegen. Diese wilden Handbewegungen zeigten Erfolg. Die Frauen machten auf dem Absatz kehrt und zogen sich zurück.

Ich hörte sie noch die Treppe hinunterpoltern. Dann erklangen die Geräusche bereits in meinem Rücken, weil ich mich gedreht hatte und auf den Treppenabsatz stürmte.

Die Tür war kein Hindernis mehr. Dieser verdammte dämonische Teig hatte sich seinen Weg verschafft. Wie eine in Zeitlupe vorantreibende Woge quoll sie auf den Absatz.

Mit dem Rücken rutschte ich an der Wand entlang, hatte Glück, daß sie an meinen Fußspitzen vorbeipeitschte, und nahm die nächsten Stufen mit langen Sätzen.

Schon jetzt stand fest, daß mir der Weg nach unten versperrt blieb.

Darüber dachte ich im einzelnen nicht nach, mich interessierte nur mehr das Kind.

Nach oben hin verengte sich das Treppenhaus. Die Treppe wurde zur Stiege, die Luft war noch wärmer und schwüler.

In der letzten Etage, über mir, wölbten sich bereits die beiden Dachschrägen, sah ich zum Glück nur eine Tür, die zu der Wohnung gehören mußte. Hier lebten Türken, den Namen konnte ich auf die schnelle nicht entziffern, ich hoffte nur, daß die Eltern mitgedacht und die nicht abgeschlossen hatten.

Sie war offen.

Der erste Stein rollte mir schon vom Herzen, auch wenn er mich nicht vom gesamten Druck befreite.

Die vor mir liegende Diele war mehr ein Schlauch, ein kurzer Korridor, getaucht in ein graues Dämmer.

Ich stieß die erste Tür auf.

Ein kleine Küche lag vor mir. Ein Tisch, ein schräges Fenster, alte Möbel, dafür eine moderne Glotze, die eingeschaltet war. Trickfilme flimmerten über den Schirm.

Auf einem Stuhl hockte das dunkelhaarige Mädchen und hatte von meinem Eintritt nichts mitbekommen, weil die Funnies auf der Mattscheibe sie zu sehr in den Bann zogen.

Die Kleine hatte wunderschönes, lockiges, pechschwarzes Haar, trug ein dünnes Stickkleid und bunte Pantöffelchen. Sie klatschte in die Hände, wenn der Kater die Maus nicht fangen konnte und von ihr dafür etwas auf die Schnauze bekam.

»Yüla…« Ich hatte sie leise angesprochen. Nur das Kind nicht erschrecken.

Sie drehte sich.

Zwei große, dunkle Kinderaugen schauten mich an, die noch größer wurden, als sie in mir den Fremden erkannten. Gleichzeitig rutschte Yüla auf dem Stuhl zur Seite. Es sah so aus, als wollte sie die Wohnung fluchtartig verlassen.

Das konnte ich nicht zulassen. »Bitte, Yüla, ich bin von der Polizei und deine Eltern haben mich geschickt…«

»Warum?«

»Ich soll dich hier herausholen. Weißt du, es ist etwas in diesem Haus geschehen. Wir müssen flüchten, wenn du verstehst…«

»Nein.«

»Okay, Schatz, glaub mir – ja?«

Sie schaute mich skeptisch an und hielt dabei ihre kleinen Hände zusammen. Ich konnte mich gut in ihre Lage hineinversetzen. Bestimmt hatten ihr die Eltern eingeflößt, nicht mit einem Fremden zu gehen, und ich war für sie fremd.

»Bitte, Yüla, du mußt mir vertrauen…« Dabei lächelte ich sie so lieb und nett an wie möglich.

»Was ist denn passiert?«

»Das kann ich dir nicht genau sagen. Du wirst es wahrscheinlich sehen, mein Schatz.«

»Und ich soll mit dir gehen?«
»Ja.«
»Kann ich das sehen?«
»Das wirst du sogar, Yüla.« Ich streckte ihr meine Hand entgegen.
Faßte sie zu? Hatte sie bereits derart viel Vertrauen zu mir, um mich zu begleiten?
Ja, sie tat es. Mit ihr zusammen verließ ich die Wohnung. An der schmalen Stiege blieb ich stehen und schaute die Stufen hinab. Zu sehen war nichts, was auf die teigige Masse hingedeutet hätte. Sie hatte ihren Weg in die oberen Etagen also nicht gefunden. Sollte ich es trotzdem wagen?
»Warum gehst du denn nicht?« fragte Yüla. »Wie heißt du eigentlich, Mister?«
»Sag John zu mir.«
»Mein Vater kennt aber keinen John.«
Wir setzten uns in Bewegung. »Er wird dir bestimmt nicht alles gesagt haben.«
»Das kann sein.«
Am Ende der schmalen Treppe konnten wir nicht mehr weiter. Ich schaute nach unten und sah die gewaltige Masse, die bereits das Treppenhaus besetzt hielt und es zudem geschafft hatte, das Geländer zu zerstören. Von Wand zu Wand baute sich dieser widerliche, gelbe Teig auf, und er dehnte sich weiter aus.
Nicht nur nach unten oder zu den Seiten hin, nein, jetzt wollte er auch in die Höhe.
Er quoll.
Wie kompakter Schaum schob er sich an den Wänden hoch, hatte bereits die Decke des Treppenhauses erreicht und ließ uns keine Lücke, durch die wir hätten schlüpfen können.
Er war ein alles schluckender, dämonischer Machtfaktor, der durch die beiden Kugelköpfe geleitet wurde.
»Was ist das denn?« Yüla begriff das Ausmaß der Gefahr natürlich nicht, sie staunte mehr darüber.
»Es versperrt uns den Weg.«
»Und… und … wo müssen wir jetzt hin, John?«
Das war eine gute Frage, auf die ich nur eine Antwort wußte. Es gab zudem keine andere. »Auf das Dach, mein Schatz, wir müssen es über das Dach versuchen.«
»Das ist aber gefährlich.«
»Ich weiß.«
»Schräg ist es auch. Mein Bruder, der war schon mal oben, als er noch kleiner war. Danach hat er von meinem Vater Haue bekommen. Ich… ich darf so etwas nicht machen.«
»Ich bin ja bei dir.«

Die Masse quoll die Treppe hoch. Sie kam mir vor wie eine Woge, die nichts ausließ. Im Prinzip etwas schwerfällig, aber stetig rollte und wallte sie voran.

Sie war nicht aufzuhalten…

Ich zog mich mit Yüla zurück. Der Masse wandte ich den Rücken zu. Meine junge Begleiterin schaute stets über ihre Schulter zurück.

Wahrscheinlich hatte sie Furcht davor, daß dieses Zeug uns erreichen würde.

Wieder in der Wohnung, wollte ich wissen, von welchem Zimmer aus man am besten auf das Dach steigen konnte.

»Im Schlafraum.«

»Gut.«

Sie hatte recht, denn dort besaß die Dachschräge eine Gaube mit einem normal hohen Fenster über dem Doppelbett. Um es zu öffnen, mußte ich auf das Bett steigen.

Yüla wartete hinter mir. Ich sah durch das Fenster. Die Schräge lief an der Dachrinne aus. Bis dahin waren es vielleicht zwei Yards. Sehr stabil sahen die grauen Pfannen nicht gerade aus. Ich konnte nur hoffen, daß sie unser Gewicht auch hielten. Wie es hinter dem Gebäude aussah, wußte ich nicht. Möglicherweise bekamen wir die Chance, auf einen Anbau zu springen, der mit einem Flachdach ausgerüstet war. So etwas wäre hier in London nicht ungewöhnlich gewesen.

»Was ist denn, John?«

»Ich werde zuerst aus dem Fenster klettern und dich nachholen. Du weißt ja, daß es gleich schräg sein wird. Leg dich bitte flach auf den Bauch, dann kann uns nichts passieren.«

»Mach' ich, John…«

Die Kleine gefiel mir. Durch ihr Verhalten gab sie mir sogar etwas Hoffnung. Es war ein Kinderspiel, das Zimmer zu verlassen, dann wurde es schwieriger. Ich legte mich parallel zur Dachrinne flach auf den Bauch und spürte unter meiner dünnen Kleidung die harten Kanten der Pfannen. Den Kopf zur linken Seite gedreht, blickte ich gegen das offene Fenster, in dessen Ausschnitt Yüla erschien.

»Alles klar?«

Sie nickte.

»Dann komm bitte. Aber sehr, sehr vorsichtig. Du darfst dich nicht verkehrt bewegen und mußt dich so auf das Dach legen, wie ich auch hier liege.«

»Mach' ich, John.«

Sie war wirklich klasse. Behutsam kletterte sie auf den Fensterrand und behielt dabei meinen ausgestreckten Arm im Auge sowie die gespreizte Hand.

Noch schaute ich in ihr Gesicht. Die dunklen Augen waren noch

weiter geöffnet. War ihr Blick geheimnisvoll, war er ängstlich, oder konnte er dem Kind Vertrauen einflößen?

Ich lächelte noch einmal und sagte leise: »Bitte, Yüla…«

Noch hatte sie Einwände. Mein Gott, was mußte im Kopf einer Fünfjährigen vorgehen…

»Aber das Dach… es … ist einfach so schräg. Ich habe Angst, daß ich falle.«

Die hatte ich auch, nur konnte ich Yüla das nicht sagen. Statt dessen bekam sie eine andere Antwort von mir. »Keine Sorge, wir beide schaffen es schon. Du hilfst mir, ich helfe dir. Alles klar?«

»Kann ich das denn?«

»Sicher, doch.« Mir saß die Zeit im Nacken, das konnte ich ihr leider nicht sagen. Ich mußte sie anders überzeugen, ihr Vertrauen gewinnen.

Die Pupillen in den Augen bewegten sich, ihre Mundwinkel zuckten leicht. Sie schielte dem Himmel entgegen, ich hörte sogar ihre heftigen Atemzüge, die mir entgegenwehten. Als sie noch einmal zurückschaute, sah ich meine Felle schwimmen.

Dann bewegte sie sich.

Zuerst zitternd. Ich sah die kleinen Finger, wie deren Kuppen vibrierten, ein leises Schluchzen tat meinen Augen weh, dann durchlief ein Ruck ihren Körper.

Sie kam.

Sehr vorsichtig schob sie sich über den Fensterrand hinweg. Die Augen dabei starr auf mich gerichtet, diesmal weniger mit Angst gefüllt, dafür mit Vertrauen.

Die Sonne brannte mir auf den Rücken. Auch meine Handflächen waren feucht, und die des Mädchens ebenfalls. Es war riskant, wie leicht konnten wir rutschen.

»Halt dich gut fest!« flüsterte ich ihr zu. »Immer nur festhalten, dann klappt es. Am besten wird es sein, wenn du an nichts denkst.«

Bei diesen Worten schob ich meine Hand weiter vor und umklammerte das Gelenk der Kleinen.

So klappte es besser…

Meine Beine hielt ich gespreizt, weil ich in dieser Lage den besten Halt hatte.

Es war ein Risiko, aber wir beide schafften es. Vielleicht half der Kleinen auch mein Lächeln, das trotz der Konzentration wie festgeklebt auf den Lippen lag.

Auch Yüla spreizte die Beine. Sie lernte sehr gut, ich lobte sie mit flüsternden Worten, hörte ihr scharfes Atmen, dann rutschte sie mir entgegen.

Sie lag neben mir, den Kopf gedreht, sich an meiner linken Schulter haltend, während es rechts von uns der Dachrinne entgegen und in die

Tiefe ging.

Wenn ich daran dachte, was sich unter uns tat, wurde mir ganz anders. Den Gedanken schob ich zur Seite. Yüla war wichtiger, denn ich mußte ihr auch Mut zusprechen. Bei einem fünfjährigen Kind konnte man in einer dermaßen schwierigen Lage nicht einfach zur Tagesordnung übergehen.

»Bist du okay?«

»Ich glaube ja, John.« Sie hob den Kopf etwas an. »Oh!« staunte sie. »Das ist ein toller Blick, das ist ja super. Ich habe noch nie über die Dächer geschaut.«

»Ja, es ist schön.«

»Auch gefährlich, nicht?«

»Stimmt, deshalb müssen wir vorsichtig sein. Fühlst du dich gut? Können wir weiter?«

»Wegen mir schon.«

Wir mußten zum Rand des Daches gelangen, und zwar auf der Schmalseite des Hauses, an die sich ebenfalls die schmale Seite des Nachbarhauses anschloß. Die beiden Dächer gingen fast nahtlos ineinander über. Wenn wir das andere erst einmal erreicht hatten, war es ein Kinderspiel, durch ein Dachfenster zu klettern und die Flucht vom Nachbarhaus anzutreten.

Ein gar nicht mal langer Weg, wenn man ihn normal zurücklegen konnte, was wir allerdings nicht schaffen würden. Ich kroch und zog Yüla mit. Schon nach einer kurzen Strecke hörte ich ihren leisen Schrei, dabei auch das Weinen, und ich drehte mich etwas.

Sie wollte nicht mehr weiter. »Mein Knie… ich habe es aufgeschrammt, es tut so weh.«

»Du bekommst gleich ein Pflaster.«

»Aber es blutet.«

»Das ist nicht schlimm. Ich habe schon oft geblutet, und es geht mir gut.«

»Meinst du?«

»Klar doch.«

Aus der Tiefe mehrerer Straßenschluchten drang ein mir sehr bekanntes Jaulen hoch.

Auf- und abschwellende Sirenen. Ein Klang, der Schauer über Rücken werfen, der aber auch beruhigend sein konnte. Suko hatte für den Großalarm gesorgt.

Da unten würde sicherlich schon die Hölle los sein. Wir bekamen davon wenig mit. Auch Yüla hatte die Ohren gespitzt. »Das… das ist die Polizei«, flüsterte sie.

»Genau.«

»Kommen die auch hoch zu uns?«

»Das kann sein.«

Sie lächelte plötzlich. Mit der Polizei schien sie keine schlechten Erfahrungen gemacht zu haben, im Gegensatz zu vielen anderen Kindern in ihrem Alter.

»Dann… dann brauchen wir ja keine so große Angst mehr zu haben«, sagte sie, und es klang ehrlich.

»Da hast du recht. Aber jetzt müssen wir weiter, Yüla, sonst können wir es nicht schaffen.«

»Ja, das tun wir.«

Sie war längst nicht mehr so ängstlich. Die große Schwelle schien sie überwunden zu haben. Eigentlich konnte ich mich über das Wetter freuen. Es hatte lange nicht geregnet, das Dach war trocken, die Pfannen entsprechend stumpf, so daß wir ziemlich gut weiterkamen.

Lange würde es nicht mehr Trocken bleiben. Jenseits der Sonne ballten sich dunkle Wolken zusammen, gewaltige Gebirge, die im Kern einen gelblichen Schimmer aufwiesen und anzeigten, daß sich ein Unwetter näherte.

Ich redete mit Yüla, lenkte sie durch meine Worte von ihrem gefährlichen Weg und auch von den Problemen mit ihrem Knie ab. Sie hielt sich tapfer. Ich versprach ihr ein Eis, und sie wollte auch noch eine Flasche Limonade dazu.

»Klar, du bekommst es, alles, mein Schatz…«

Der Dachrand rückte näher. Ich war fest davon überzeugt, daß wir es schafften. Die blinden, schrägen Fensterscheiben des Nachbardaches konnte ich bereits erkennen. Der Übergang würde auch klappen, das gab bestimmt keine Probleme.

Dann passierte es.

Brutal, die Hoffnung zerstörend.

Er stand da, wie vom Himmel gefallen. Genau auf dem First und auf der Kante hatte er sich aufgebaut.

Mein verfluchter Erzfeind in diesem Fall – der Kugelkopf!

***

Suko war nicht erst bis zum Rover gelaufen, sondern in das am nächsten liegende Geschäft. Dort hatte er sich ein Telefon geschnappt und den Großalarm ausgelöst.

Allerdings nicht unter seiner Verantwortung, er hatte Superintendent Sir James mit eingeschaltet, brauchte ihm keine langen Erklärungen zu geben, denn dieser Mann wußte, was die Glocke geschlagen hatte, wenn jemand anrief.

»Können Sie ungefähr sagen, Suko, wie weit dieses Gebilde noch wachsen wird?«

»Nein, Sir. Das kann die ganze Straße überdecken oder auch das Viertel.«

»Das ist schlecht.«

»Deshalb müssen wir absperren.«
»Gut, ich werde alles veranlassen. Sehen Sie zu, daß dieses betroffene Haus geräumt wird. Ich werde übrigens selbst erscheinen. Haben Sie Kontakt zu John?«
»Im Augenblick nicht. Er kümmert sich um das Kind.«
»Gut. Von meiner Seite aus wird alles geregelt. Wir werden uns dann sehen.«
Der Inspektor war zufrieden. Weniger zufrieden zeigte er sich mit dem direkten Verlauf des Falls. Da lag doch einiges im argen. Er konnte nur hoffen, daß die Menschen richtig reagierten.
Zwei Verkäuferinnen hatten mitgehört, wagten aber nicht, irgendwelche Fragen zu stellen, als Suko den Laden im Sturmschritt verließ.
Noch war nichts abgesperrt worden. Es würde auch eine Weile dauern, bis die Beamten eintrafen und den Verkehr aufhielten. Bis dahin hatte Suko Zeit, sich etwas einfallen zu lassen.
Am Rand des Gehsteigs blieb er stehen. Hinter ihm floß der Verkehr normal. Vor den Häusern jedoch standen Menschen zusammen und diskutierten. Die drei Frauen hatten der Nachbarschaft Bescheid gegeben, und die Vorfälle hatten sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen.
Suko war kaum stehengeblieben, als mehrere Personen auf ihn zuliefen. Ein Mann, bekleidet im Unterhemd und einer Turnhose, schob seine Kopfbekleidung zurück. »Hören Sie mal, wollen uns die Weiber auf den Arm nehmen?«
»Nein, Mister.« Suko schaute an der Front hoch. Ihn interessierten besonders die Fenster im ersten Stock, wo die Wohnung der Helen Taylor lag.
Leider waren die Scheiben zu schmutzig, um hindurchschauen zu können. Selbst wolkenartige Bewegungen dieser ungewöhnlichen Masse konnte er nicht erkennen.
Der Mann schüttelte den Kopf. »Ihr könnt mir erzählen, was ihr wollt! Ich schaue nach.«
»Nein!«
»Wieso, Chinese?«
Suko zeigte ihm seinen Ausweis. »Reicht das, oder muß ich Sie festnehmen lassen, Mister?«
Der Kerl überlegte und schabte durch die wirr wachsenden Haare auf seiner Brust. So ein Störenfried hatte Suko gerade noch gefehlt.
Er durfte ihm keine Chance lassen.
»Gut, Bulle, ich bleibe da weg. Wahrscheinlich ist das doch nur Spinnerei.« Brummig entfernte er sich von Suko, blieb aber auf der Straße und schaute ebenfalls an der Fassade hoch.
Suko gehörte zu den Menschen, die sich nicht so leicht nervös

machen ließen. In diesen Minuten merkte er seine Nerven schon. Die Zeit rann ihm einfach zu schnell davon. Es war besonders schlimm, weil er selbst nicht eingreifen konnte.

Sein Blick wechselte. Er nahm das Dach unter Kontrolle. Sollte sich die Masse tatsächlich dermaßen weit ausgebreitet haben, blieb John Sinclair nur die eine Chance, eine Flucht über das Dach zu versuchen. Alles andere konnte man vergessen.

Er sah den Geisterjäger nicht. Der First lag im blassen Schein der dunstig wirkenden Sonnenstrahlen, die sich auch auf den Stahlarmen einer Fernsehantenne brachen.

Die Luft flimmerte zwischen First und Himmel. Den Menschen strömte der Schweiß über die Gesichter. Der Wind war völlig eingeschlafen, so daß die schwüle Luft noch mehr drückte.

Jedes normale Geräusch erklang in dieser Witterung lauter als gewöhnlich. Eine beklemmende Ruhe lag über dem Ort des Geschehens. Suko wußte, daß der Funke bereits an der Schnur entlanglief.

Er brauchte nur das Ziel zu erreichen, und schon war alles gelaufen.

Abwarten…

Die Menschen flüsterten, sie lachten manchmal freudlos, aber es passierte nichts.

Mit jeder Sekunde, die verstrich und sich die Masse nicht zeigte, wuchs Sukos Optimismus.

Es geschah urplötzlich und war von einem Krachen, Platzen und Splittern begleitet.

In der ersten Etage brachen die Scheiben in Helen Taylors Wohnung. Es regnete Glas und Rahmenholz. Menschen, die nicht früh genug zur Seite gelaufen waren, wurden getroffen. Die ersten Schreie gellten auf. Eine Frau lief mit blutenden Armen den Gehsteig entlang und schrie wie eine Sirene.

Sirenenklang hörte Suko trotzdem in der Ferne. Es war der echte.

Die Einsatzwagen rollten beinahe sternförmig auf den Ort des Geschehens zu.

Darum kümmerte er sich nicht, denn ihn interessierte die gewaltige Masse.

Und die kam.

Sie wühlte sich in langen, dicken Schwaden durch die zerstörten Fenster.

Es war der reine Wahnsinn, so etwas verfolgen zu müssen. Halt gab es nicht. Nichts konnte die Massen noch stoppen, in deren Innern sich die Gegenstände befanden, die von ihr verschluckt oder gefressen worden waren.

Furchtbare Gebilde, mal wolkig aufgepulvert, dann wieder lang und schmal wie riesige Teppiche, die nach unten wegknickten und an der

Hauswand entlangliefen.

Ein langer, breiter Schleimfaden rann in die Tiefe, und er war durch nichts zu stoppen.

Zuerst hatten die Neugierigen nur dagestanden und gestaunt. Das änderte sich schlagartig, als sie mitbekamen, welche Massen noch aus den Fenstern nachquollen.

Es war unwahrscheinlich, kaum zu fassen, und die dämonische Masse schaffte es tatsächlich, die Gesetze der Physik auszuschalten, in dem sie entgegen der Erdanziehung an der Außenwand des Hauses in die Höhe kroch.

Auf der Fahrbahn war der Verkehr zum Erliegen gekommen. Die Streifenwagen hatten längst ihre Einsatzorte erreicht. Türen flogen auf. Männer in den Uniformen der Metropolitan Police strömten aus den Wagen und verteilten sich.

Die schwere Limousine war von ihrem Fahrer mehr in den Hintergrund gestellt worden, direkt vor der Sperre, die von einigen Leuten eilig aufgebaut wurde.

Sir James stieg aus dem Wagen. Suko wunderte sich, wie schnell und geschmeidig sich der Mann noch bewegen konnte.

Neben dem Inspektor blieb er stehen. »Sagen Sie nichts, ich will es mir erst ansehen.«

Er ließ seinen Blick an der Hausfront hochgleiten. Unter dem Hutrand erschienen auf der Stirn die ersten Schweißperlen, was nicht nur am Wetter lag.

»Das ist ja furchtbar«, flüsterte der Superintendent. »Haben Sie eine Erklärung, Suko?«

»Kaum. Ich kann nur raten.« Suko berichtete davon, was er und John Sinclair beim öffnen der Wohnung erlebt hatten.

»Dann ist Miß Taylor gestorben?«

»Davon können wir ausgehen, Sir.«

Der Superintendent dachte nach. »Die Masse muß man meines Erachtens einfach mit dem Inhalt des Koffers in einen Zusammenhang bringen. Oder sind Sie anderer Meinung?«

»Nein, Sir.«

»Dann hat sich der Inhalt des Koffers demnach dermaßen ausgebreitet, daß wir das Schlimmste befürchten müssen.«

»Leider.«

»Waren da nicht noch zwei Gestalten?«

»Die Kugelköpfe, Sir.« Suko bewegte die Augen, während er die Antwort gab. Er bekam alles mit, sah, daß Polizisten die Menschen zurückdrängten und weitere Fahrer stoppten, als diese ihre Autos zu nahe an die Sperre brachten.

Das Gebiet erinnerte an eine Insel. Beamte waren unterwegs, um die Menschen aus den Nachbarhäusern zu holen. Man konnte nie wissen,

wie sich die Masse noch entwickelte und welchen Weg sie einschlagen würde.

Ein Halbwüchsiger schrie quer über die Straße. »Das ist wie in dem Film ›Blob‹. Verdammt, wenn der jetzt noch in die Kanalisation kriecht, werde ich irre.«

Das tat der Teig nicht. Er hielt das Haus umklammert und bekam zusätzlich Nachschub.

Die Polizisten standen mit schußbereiten Gewehren, aber Kugeln würden gegen dieses Monstrum nichts ausrichten können. Darüber dachte auch Sir James nach.

»Wie können wir es vernichten? Durch Flammenwerfer zerschmelzen lassen?«

»Das wäre ein Möglichkeit.«

»Gut, man sollte es versuchen. Ich werde alles in die Wege leiten.«

Er wollte sich abwenden, als er Sukos Hand auf seiner Schulter spürte. Der Inspektor zog seinen Chef herum.

»Da, Sir, schauen Sie?« Mit dem ausgestreckten Arm deutete Suko gegen das Nachbardach. Genau da, wo sich beide Dächer an der Seite trafen, stand eine Gestalt. Nicht einmal groß, aber deutlich zu erkennen, weil sich der blanke Kopf sehr gut abhob.

»Auch das noch!« hauchte Sir James, schaute Suko an und stellte eine entscheidende Frage. »Was ist mit John?«

»Das weiß ich auch nicht, Sir…«

***

Ich lag noch immer auf dem Bauch und neben mir mein kleiner Schützling, das fünfjährige Türkenmädchen Yüla, dessen Augen vor Staunen noch größer geworden waren.

»Wer ist das denn?« flüsterte sie. »Ist das einer, der uns helfen will, John?«

»Ich glaube es nicht.«

»Der sieht so komisch aus. Guck mal, der hat keine Haare und irgendwie auch weiße Augen. Ich habe mal einen Hasen gesehen, der hatte ähnliche Augen.«

»Bitte, Yüla, sei ruhig!«

»Hast du auch Angst vor ihm?«

»Nein…«

Der Kugelkopf zog den Mund in die Breite. Es war ein böses Lächeln, das er uns schickte, gleichzeitig gemein und auch hinterhältig. Selbst mir rann ein Schauer über den Rücken.

Er war genau zum richtigen Zeitpunkt erschienen, denn ich lag fast wehrlos vor ihm, wie jemand, den der Gegner in den Staub getreten hatte. Das Mädchen berührte mich noch immer. Wahrscheinlich gab ich Yüla den nötigen Halt, und ich tat auch nichts, um ihren

Optimismus einzudämmen. Sie hatte mir vertraut, und ich durfte sie auf keinen Fall enttäuschen.

Der Unheimliche lächelte weiter, dann ging er vor. Er schritt nicht direkt auf uns zu, sondern schlug einen kleinen Bogen und bewies uns damit, wie sicher er sich auf dem schrägen Dach bewegen konnte. Da er seinen kahlen Schädel nach links gedreht hatte, konnten wir beide die dunkelrote Narbe auf der Fläche erkennen.

»Der… der blutet ja, John.«

»Nein, nicht mehr.«

»Dann ist er verletzt…«

Ich gab keine Antwort. So etwas wie heute war mir auch noch nicht passiert. Da schwebte ich in Lebensgefahr und mußte mich gleichzeitig auf ein Kind konzentrieren.

»Soll ich mal zu ihm gehen?« fragte die Kleine.

»Unterstehe dich. Du bleibst liegen.«

»Der kommt aber zu uns.«

»Laß ihn kommen und halte dich fest, was immer auch passiert.«

»Ja, gut, mache ich.«

Ich hatte den rechten Arm angewinkelt und die Hand unter das Jackett geschoben, denn ich wollte versuchen, auf den verdammten Kugelkopf zu schießen. Offen zeigte ich die Waffe nicht, eine frühzeitige Provokation hätte auch Yüla in Gefahr bringen können. Dieses Wesen würde auf ein Kind keine Rücksicht nehmen.

Nahe der Dachkante und vom freien Fall nur durch die Rinne getrennt, blieb er stehen.

Er wartete ab, lächelte uns weiterhin zu und strich mit seinen Händen durch das Gesicht.

Wenn er schon nichts sagte, wollte ich das übernehmen. »Was willst du?« sprach ich ihn an.

»Ich bringe den Tod, ich will die Macht, die mir nur das menschliche Blut geben kann!«

»Ein Vampir also?«

»In gewisser Hinsicht schon. Ich stamme aus einen anderen Welt und habe festgestellt, daß mich das Blut der Menschen stark macht. Aber ich kam nicht selbst an das Blut heran, ich habe einen Helfer mitgebracht, einen Alien aus meiner Welt.«

»Das Ding aus dem Koffer?«

»Sicher. In unserer Welt ist es das Plasma des Bösen. Es vereinigt all die schlechten Gedanken, die gesamten Triebe in sich. Das Böse aus unserer Welt wurde dort konzentriert.«

»Was ist eure Welt?«

»Du wirst sie nicht kennen.«

»Sag das nicht.«

»Nein, sie ist anders. Es gibt dort keine Menschen mehr, nur noch

Seelen oder Schatten.«

»Die Welt des Spuks?«

An seiner Reaktion las ich ab, daß ich nicht so falsch mit meiner Vermutung gelegen hatte. Der Kugelköpfige mußte aus der Welt des Spuks gekommen sein, was wiederum für mich schwer vorstellbar war, denn der Spuk war der Sammler der Dämonenseelen. Diejenigen, die körperlich vergangen waren, aber als Seelen noch existierten, gerieten in sein Reich, wo sie für alle Zeiten gefangen gehalten wurden. Es gab keine Befreiung aus diesem Kerker, deshalb wollte ich nicht glauben, daß dies dem Glatzköpfigen gelungen war.

Der sensitiv und magisch begabte Kugelkopf spürte meine Bedenken und Zweifel, und er gab mir gleich die richtige Antwort. »Ich weiß, daß du es nicht glauben kannst, aber es stimmt. Ich bin tatsächlich aus den Krallen des Spuks entwischt und habe etwas mitgenommen, eben das konzentrierte Böse, den Geist, der sichtbar wurde, den ich in Materie verwandeln konnte.«

»Keine Seele kann entwischen.«

»Muß ich unbedingt eine Seele sein?«

»Was dann?«

»Du kennst die Welt des Spuks, wie mir scheint. Was weißt du über die Wächter in seinem Reich?«

»Die Echsenköpfigen?«

»Genau die.«

»Nicht viel, das gebe ich zu.«

Er öffnete den Mund, der mich plötzlich an ein Maul erinnerte.

»Die Echsenköpfigen bewachen die Geister. Sie fühlen sich ebenfalls als Verfluchte. In ihren Adern fließt normalerweise schwarzgrünes Dämonenblut. Aber es gibt welche unter ihnen, die nicht mehr wollen, die es satt haben. Von Menschen haben sie bisher nur gehört, ebenso wie von der Welt, in der die Menschen leben. Einige konnten es einfach nicht aushalten, sie wollten den Menschen einen Besuch abstatten, sie brauchten dazu ihr Blut, denn darin befinden sich die Informationsträger, die für uns Echsenwesen wichtig sind. Durch das Blut der Menschen sind wir in der Lage gewesen, uns zu verwandeln. Wir wollten wie die Menschen werden, leider ist es uns nicht ganz gelungen, denn wir sind auf halbem Wege stehengeblieben und zu Kugelköpfen geworden. Doch es wird die Zeit kommen, wo sich auch dies ändern wird. Je mehr Blut wir bekommen, um so mehr nähern wir uns dem eigentlichen Aussehen der Menschen. Der zu Materie gewordene Geist ist freigelassen worden. Er holte sich das, was wir brauchen, um so mehr nähern wir uns dem eigentlichen Aussehen der Menschen. Der zu Materie gewordene Geist ist freigelassen worden. Er holte sich das, was wir brauchen. Er wird über die Stadt herfallen und deren Bewohner an sich reißen, auch du, Sinclair, wirst daran nichts

ändern können. Du steckst bereits in der Falle, du weißt es nur nicht. Deine Uhr ist abgelaufen, vielleicht noch eine, höchstens zwei Minuten, dann ist es vorbei.«

Ich hatte ihn reden lassen und zog die Beretta hervor. Auch nach dem Kreuz tastete ich.

Es war etwas schwierig, meinen Talisman unter der Kleidung hervorzuholen, zudem blieb mir die Zeit nicht mehr, denn meine junge Begleiterin meldete sich.

Yüla war nicht so ruhig liegengeblieben wie ich. Sie hatte den Kopf einige Male bewegt. So war es ihr auch gelungen, das Dach hinaufzuschauen und den First mit ihren Blicken abzutasten.

Sie sah es zuerst.

Etwas schob sich in der halben Breite des Dachfirstes über die Kante hinweg.

Eine gelbe, teigige, widerliche Masse, ein sehr kompakter Schleim mit einer Vorhut versehen.

Ich war zu sehr mit mir selbst beschäftigt, als daß ich die Hand hätte sehen können.

Yüla entdeckte sie, da war es bereits zu spät. Als sie mich warnte, spürte ich bereits die Berührung an der Wade und wurde über das Dach hinweg dem First entgegengezogen…

***

»Ich muß ins Haus, Sir. Verflixt, es gibt keine andere Chance, um an John heranzukommen.«

»Den Weg schaffen Sie nicht, Suko!«

Der Inspektor hatte längst seine Dämonenpeitsche hervorgeholt und die drei Riemen ausgefahren. »Es gibt Situationen, wo man einfach alles auf eine Karte setzen muß.«

Sir James nickte und erklärte gleichzeitig, daß er es trotzdem mit Flammenwerfern versuchen wollte.

Das hörte Suko nicht mehr. Die Haustür lag noch frei, denn der dämonische Teig rann rechts von ihr in einer breiten Bahn an der Hauswand entlang nach unten, wo er seinen Weg in die entgegengesetzte Richtung ebenfalls nicht gestoppt hatte.

Suko trat die Tür nach innen, huschte in den Flur und sah das gewaltige Gebirge vor sich.

Es war von oben her gekommen und hatte selbst das Treppengeländer zerstört. Die einzelnen Pfosten und auch die zersplitterten Teile des Handlaufs schwammen in der Masse, als hätte sie jemand dort hineingedrückt.

Suko hatte damit gerechnet, doch von dieser immensen Größe war er ebenfalls überrascht worden. Seine Haare im Nacken sträubten sich, er kam sich plötzlich klein und verloren vor, als er die Peitsche in der

Hand hielt und zwei zögernde Schritte auf das widerliche Gebirge zuging.

Aus dem Schatten links von ihm löste sich im gleichen Moment eine Gestalt.

Suko bekam große Augen.

Der Kugelkopf stand da.

Als wollte er die Masse aufhalten, so hielt er sich vor ihr auf und breitete sogar die Arme aus.

Suko sprang auf ihn zu.

Daß dieses Wesen gefährlich war, wußte er selbst, nur gab es für ihn jetzt keine andere Chance mehr.

Er schlug zu.

Der Kugelkopf mußte mit allem gerechnet haben, mit einem derartigen Angriff allerdings nicht. Er unternahm nicht einmal den Versuch, zur Seite zu gehen, und deshalb erwischten ihn auch die drei Riemen der Peitsche voll.

Im nächsten Augenblick kam er Suko vor wie eine Holzfigur, die jemand hingestellt hätte und die dabei war, zur Seite zu kippen, aber nicht fallen konnte.

Er stützte sich auf seinem linken Fuß ab. Das rechte Bein hatte er erhoben, und aus den drei durch die Riemen gerissenen Wunden strömte hellrotes Blut.

Darunter jedoch verbarg sich etwas anderes.

Suko konnte es kaum glauben, als er sah, was aus dem roten Schädel geworden war.

Er starrte gegen einen Echsenkopf!

Und diese schrecklichen Wesen hatte er im Reich des Spuks kennengelernt. Sie waren dort die Bewacher der Seelen und ebenfalls dazu verdammt, in der Schwärze zu bleiben, vorausgesetzt, der Spuk persönlich schickte ihn in die andere Dimension.

Es platzte auch die restliche Haut vom Körper weg. Suko hatte es tatsächlich geschafft, die Urgestalt wieder hervorzuholen. Einen Menschen mit dem Kopf einer Echse, dem vorgestreckten Maul und dem mörderischen Gebiß, nur diesmal nicht mit einer Lanze bewaffnet, wie er es sonst von diesem Wesen kannte.

Der Inspektor zog die Beretta.

Verfehlen konnte er den Dämon nicht. Er wollte ihm die Kugeln in den Echsenschädel jagen.

Die Masse war schneller.

Suko hatte es noch soeben gesehen, der Echsenmensch nicht, denn plötzlich hatte sie sich hinter ihm aufgerichtet und fiel wie eine Woge über ihm zusammen.

Als hätten tausend Krakenarme das Wesen gepackt, so zogen sie es in die Masse hinein.

Das Böse vernichtete sich selbst…

Suko konnte sich nicht einmal darüber freuen, solange er nicht wußte, was mit John geschehen war.

Er bekam mit, wie jemand die Tür in seinem Rücken aufstieß, dann hörte er die Stimme seines Chefs, die er in dieser Lautstärke noch nicht erlebt hatte.

»Kommen Sie, Suko, kommen Sie schnell!«

Zusammen mit Sir James rannte der Inspektor aus dem Haus. Auf dem Gehsteig blieb er stehen, schaute in die Höhe und wurde noch bleicher als die weißgelbe Masse.

»Das gibt es doch nicht«, hauchte er…

***

Die Masse hatte mich gepackt und zog mich unaufhaltsam in die Höhe. An meiner Wade spürte ich den Druck der weichen, trotzdem aber sehr harten Finger.

Ich rutschte vorbei an Yüla, die mit einer nahezu hilflosen Bewegung nach mir greifen wollte und mich nicht einmal berühren konnte, weil ihr Ärmchen zu kurz war.

Der Kugelkopf freute sich. Er wollte die Sekunden ausnutzen, die mir noch blieben, bevor mich die Masse völlig bedeckte und dafür sorgte, daß ich erstickte.

Ich konzentrierte mich nicht mehr auf den Druck oder den Zug, nur noch auf ihn.

Im Liegen zog ich die Beretta. Im Liegen schoß ich auch und drückte zweimal ab.

Beide Kugeln verfehlten seinen Schädel nicht. Es sah so aus, als hätte ich sie in eine Lampenschale gejagt, denn der Kugelkopf wurde nicht zerrissen, er zersplitterte.

Wie spitze Scherben flogen die einzelnen Teile in alle Richtungen.

Was blieb, war eine grünliche Masse mit einer langen Schnauze.

Ein Echsenmensch, der schrecklich aufbrüllte, aus dessen Maul gelbgrüner Brodem quoll.

Mehr sah ich nicht, auch das Mädchen verschwamm vor meinem Blick, denn die Masse hatte zugepackt. Ich spürte genau, daß ich von ihr überrollt wurde, holte noch einmal tief Luft, behielt die Augen trotzdem offen und konnte die normale Umgebung erkennen wie durch eine Taucherbrille, auf deren Sichtfenster dicke Tropfen lagen.

Da lag das Mädchen. Es hatte die Arme ausgestreckt, als wollte es mich noch halten. Es war eine traurige Geste, denn niemand konnte mich retten.

Das Kreuz hatte ich noch immer nicht hervorholen können. Es würde mir auch nicht gelingen, die Formel zu rufen, öffnete ich den Mund, drang das Zeug in meinen Körper.

War dies das Aus?

In meinen Ohren brauste es, als würden Windströme durch den Schädel fahren.

›Keine Sorge, John Sinclair. Es kann nicht sein, was nicht sein darf.

Keine Angst…‹ Eine Stimme!

Ich erschrak, weil sie so urplötzlich aufgeklungen hatte. Wie ein Retter in letzter Sekunde.

Die Luft wurde immer knapper. Es sah mehr als böse aus, ich stand fast vor dem absoluten Nichts.

Da fiel die Schwärze über mich.

Wolkenartig breitete sie sich aus. Die Schwingen des Todes, die Boten der Vernichtung, die menschliches Leben zerstörten.

So dachte ich, aber so dachte nicht derjenige, der sein Reich verlassen hatte. Wie zum Hohn entdeckte ich einen leuchtenden, viereckigen Gegenstand, den Würfel des Unheils, der sich im Besitz eines bestimmten Dämons befand.

Der Spuk hatte ihn.

Er war gekommen, er sorgte dafür, daß der zur Materie gewordene Geist keinen Sieg errang.

»Es darf nicht eintreten, was nicht sein darf!« Diesmal war seine Stimme ein Flüstern, für mich gut hörbar. »Diesmal habe ich etwas gut bei dir, John Sinclair…«

***

Nicht nur Sir James und Suko standen auf den Gehsteigen und der Fahrbahn, hatten die Köpfe erhoben und schauten gegen das Dach des Hauses, wo sich etwas radikal verändert hatte.

Wie aus dem Nichts war dort eine gewaltige, schwarze Wolke erschienen und hatte sich im Nu ausgebreitet, um die Teigmasse bedecken zu können. Dabei blieb es nicht. Die Schwärze saugte die Masse nicht nur an, sie vernichtete sie innerhalb von Sekunden, als wäre sie einfach aufgelöst worden. Menschen, Zuschauer, Gaffer, Polizisten, normale Bewohner, kleine Gauner, sie alle konnten nur staunen.

Bis auf Suko und Sir James. Die beiden hatten sich schnell gefangen.

»Wissen Sie, wer das war, Inspektor?«

»Der Spuk.«

»Ich hatte es mir gedacht.« Sir James lächelte und schaute der dicken, schwarzen Wolke nach, die in die Ferne des Himmels hineinglitt und sich dabei allmählich auflöste.

»Und schauen Sie mal, wer dort oben auf dem Dachfirst hockt und winkt!«

»Das ist John.« Sir James schüttelte den Kopf. »Wie kommt er denn dorthin? Wissen Sie das?«

»Ich glaube, Sir, wir fragen ihn selbst.«

»Dagegen habe ich nichts einzuwenden, mein Lieber.«

Minuten später standen wir uns gegenüber, an meiner Hand hielt sich die kleine Yüla fest, die alles wie ein großes Abenteuer ansah.

Mir zitterten die Knie, bleicher als sonst war ich auch, aber irgendwo verflixt happy.

»Was sagst du?« fragte Suko, als er mir auf die Schulter schlug.

»Verdammt, sag was!«

Ich schaute zum Haus hoch, gegen den First und meinte trocken:

»Wenn ich den Spuk wieder einmal treffe, werde ich ihn fragen, was er mit den zerbrochenen Möbeln getan hat.«

Wir hätten lachen können, nur tat es keiner. Denn die Masse hatte nicht nur tote Materie verschluckt, auch lebende.

Das war am schlimmsten daran.

Tage später lachten wir sehr oft und hatten unseren Spaß. Yülas Eltern feierten ein großes Fest, zu dem Suko und ich als Ehrengäste geladen waren.

Die Feier dauerte bis zum frühen Morgen. Allerdings ist es ein Gerücht, daß ich, wie Suko behauptete, mich irgendwann im Bauchtanz versucht hätte.

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 588 »Das Ding aus dem Koffer«